Grüne Quelle

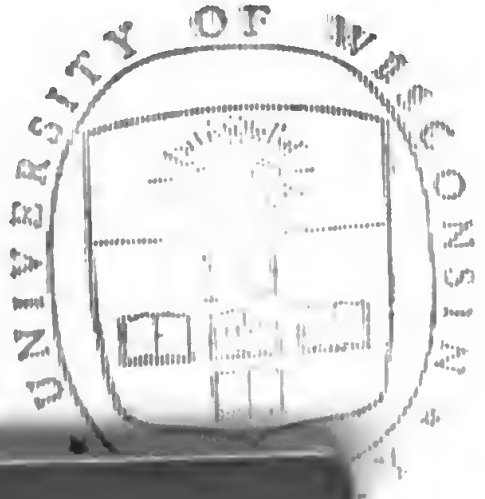
von

Arthur Achleitner

mit Illustrationen
von

Hugo Engl

PRESERVATION
MICROFILM
AVAILABLE



Digitized by Google

Grüne Brüche.

Schilderungen und Erzählungen

aus dem Wild- und Waidmannsleben

des Hochgebirges

von

Arthur Achleitner.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1894.

Nachdruck verboten.
Auch Einzelabdruck untersagt.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

PT
2601
C53
G7

Inhalt.

Am Zwangwechsel 1
Kaiserschießen 46
Prämierter Wilderersang 60
Altier und Leberknödel 68
In der Finsterliesing 76
Fängisch gestellt! 88
Ä — o — a! 101
Der elektrische Gamsbock 108
Das Waldhahnzüngel 127
Der Bratzengirgl 147
Das Totenwasser 157
Das Ettaler Manndl 182

Am Zwangwechſel.

Tief drinnen in der Bergwildnis auf mäßig großem Weidegrund, umſäumt vom Hochwald und ſchroffen Felſen, liegt eine große Almhütte, deren Balken Sonnenſchein gebräunt und deren Schindeln Sturm und Regen im Laufe der Zeit gebleicht haben. Die Alm iſt ein ſogenannter Hochleger für die ſommerliche Milchwirtſchaft während der heißen Zeit, ein vortrefflicher Almgrund mit würzigen

Kräutern und saftigem Gras, auf welchen der Besitzer, ein Bauer drunten im Thal, regelmäßig zwei Dutzend wertvolle Kühe, zahlreiches Jungvieh und eine Herde Schafe schickt. Die Alm verwaltet die Sennerin Sannerl (Susanne), ein junges dralles Dirndl, brav und handsam bei der Arbeit, zum dienen geboren und von den armen Eltern, die eine Keusche mit wenig Grund dazu besaßen und die Kinder beizeiten von der Schüssel bringen mußten, zur strengen Arbeit erzogen. Sannerl ist schon geraume Zeit beim Bauern im Dienst und gilt allgemein für „ein braves Leut'", wie man im Gebirge zu sagen pflegt. Der Bauer hält große Stücke auf seine Sennerin, die die Alm vortrefflich bewirtschaftet, den ihr beigegebenen Halterbuben Synesi streng überwacht und von der üblichen Karessiererei auf der Alm nichts wissen will. Das hat allerdings seinen gewichtigen Grund in dem Umstande, daß Sannerl ihr Herz bereits verschenkt hat an einen Jagdgehilfen, in dessen Revier die Alm liegt. Der Jäger kehrt daher, so oft es der Dienst erlaubt, in der Hütte zu, muß aber in der langen Winterszeit auf den Hoangast verzichten, denn Sannerl will kein Gerede haben drunten im Dorf.

Es genügt ja ohnehin der Hohn, mit dem die Dirnen des Dorfes sie jederzeit überschütten, daß sie sich nicht schäme, einen Jäger zum Schatz zu haben. Die abgeblitzten Burschen und Holzknechte sind überhaupt der Meinung, es sei eine Schande, sich mit einem Jagdgehilfen abzugeben, während es „ehrenvoll" sei, mit Wilderern eine „Gspusi" zu unterhalten. In ihrer derben Weise spottet denn die junge Dörflerwelt über der Susi ihr' Gspusi, aber immer hübsch hinter dem Rücken der handfesten Almerin, die manchem Spötter den Melkkübel auf den Kopf gesetzt und die Burschen mit dem Besen aus der Sennhütte gejagt hat. Nicht minder handgreiflich pflegt ihr Schatz zu werden, wenn der Jäger von den ihn ob seiner Dienststrenge hassenden Burschen „angezwidert" wird. Gar mancher hat seinen vorlauten „Witz" mit einer gehörigen Tracht Prügel büßen müssen; Sepp, der stämmige, kreuzbrave, im Dienst unerbittliche Jagdgehilfe weiß mit seinen Riesenfäusten ebenso gut umzugehen, wie mit seinen flinken Beinen. Hat Sepp einmal einen Schwarzgeher aufgegangen, dann gibt es kein Entrinnen mehr; der Jäger läuft mit dem flüchtigen Hirsch um die Wette, er schießt verdammt sicher und rasch

und bleddert jeden Wilddieb vor der Ablieferung ſo gründlich durch, daß der Richter die Burſchen meiſt blau und grün in die Hand bekommt. Und Schläge, die Farbe hinterlaſſen, fürchtet jeder Bergler mehr als den Gerichtskotter. Doch hält dieſe Furcht die hölliſch aufs Wild erpichten Burſchen keineswegs ab, mit Abſchraubſtutzen gelegentlich ein Gamſerl wegzuſchießen oder einen geringen Hirſch zu ſtehlen.

Sepp und Sannerl reden bereits ſeit geraumer Zeit davon, einmal Hochzeit zu machen; allein es hapert böſe mit den zu jeder Ehe notwendigen Groſchen: er hat nichts und ſie noch weniger. Bevor Sepp nicht Oberjäger wird und durch dieſe Rangerhöhung eine Gehaltszulage bekommt, iſt wohl an eine Heirat nicht zu denken. Der Lohn der Sannerl iſt auch nicht danach, Reichtümer zu ſammeln; er geht, wenn's Jahr herum iſt, ſo ziemlich für Gewand und Schuhwerk, für einen neuen Roſenkranz und Wachsſtock auf, auch teilt Sannerl vom ſauer verdienten Lohn ſtets der alten Mutter mit, die ſonſt verhungern müßte, ſeit das alte Weibel mit den zitternden Händen nicht mehr durch Stricken einige Groſchen verdienen kann. Der Bruder Naz

(Ignaz) freilich, der bei einem Bauern in einem benachbarten Seitengraben als Holzknecht arbeitet, jagt den Wochenlohn lieber durch die Gurgel, wenn er vom Gebirg herab ins Dorf kommt. Sepp hält den Naz überhaupt für einen zweifelhaften Kerl, wiewohl er ihn noch nicht abfangen konnte; einen Verdacht aber hat er auf ihn. Das Revier im Seitengraben gehört jedoch nicht mehr zum Diſtrikt des Sepp, und herüben hat ſich der Naz nicht blicken laſſen. So viel ſteht indes feſt, daß Sepp trotz ſeiner Liebe zur Sannerl deren Bruder einliefern würde, wenn er ihn bei einer Schlechtigkeit im Walde erwiſchen würde.

Die Alm iſt wieder bezogen, und Sepp hat nun wieder die ſchöne Zeit, in welcher er ſein Sannerl ſehen und ungeſtört mit ihr plaudern kann, wenn der Dienſt ihn auf den Hochleger führt. Ein richtiges Fenſterln geſtattet ſich Sepp aus Berufsrückſichten nicht, ſeit er die Erfahrung machte, daß ſein Aufenthalt auf der Alm ausſpekuliert und während dieſer Zeit ganz ungeniert gewildert worden war. Die Wilderer rechnen offenbar auf ſein Verhältnis zur Sennerin und nützen die Sehnſucht des Jägers für ihre Zwecke aus. Das ſpürt Sepp gar bald

und besucht die Alm so unregelmäßig, daß Sannerl anfing ungehalten zu werden. Doch ist die Sennerin so verständig, einzusehen, daß der Dienst unter keinen Umständen vernachlässigt werden darf.

Ein taufrischer Morgen ist angebrochen, helles Sonnengold läßt die Zacken des Urgebirges erglänzen, aus dem Thalgrund steigen die Morgennebel langsam auf. Am Hochleger hat der junge Tag in altgewohnter Weise begonnen. Die die Nacht über im Stalle der Alm untergebrachten Kühe werden gemolken, eben vollzieht Sannerl dieses Geschäft, indes Synesi, der Halter, das stets im Freien befindliche Jungvieh zusammenlockt, um es hernach auf entferntere Weideplätze zu treiben. Mit entlastetem Gesänge ziehen dann auch die wertvollen Kühe in den frischen Morgen hinaus zur Äsung, um abends wieder zur Milchablieferung auf den Almgrund zurückzukehren. Mit der höher steigenden Sonne und der zunehmenden Wärme ziehen die Schafe in die Hochregion, hinan zu den begrünten Felsbändern. Immer schwächer klingt das Gebimmel der Blechglocken des sich zerstreuenden Almviehes. In der Hütte ist Sannerl emsig be-

ſchäftigt, die friſchgemolkene Milch in Weidlingen aufzubewahren, ſorgſam ſtellt ſie die irdenen Gefäſſe, zwiſchen welche Holzbrettchen geſtellt werden, übereinander, bis das Milchkammerl an den Wänden ſo voll des gewonnenen Reichtums iſt, daß nichts mehr untergebracht werden kann. Bei dieſer Arbeit wird keine Sennerin gern geſtört; das durch Unachtſamkeit herbeigeführte Purzeln eines einzigen Weidlings reißt das ganze „Milchgebäude“ ein, und für dieſen Unglückstag fehlt die Milch zum Buttern. Bei einem Haar hätte Sannerl jetzt einen ſolchen Milcheinſturz erlebt, ſie fuhr erſchreckt zuſammen, als es geheimnisvoll ertönte durch das Milchkammerlfenſter: „Pſt, pſt!“

„Jeſſ' Maria und Joſeph!“ ruft Sannerl, „bin ich jetzt erſchrocken.“ Der Inhalt eines Weidlings bildet eine weiße Lache auf dem dunklen Erdboden des Kammerls.

Sannerl unterbricht ihre Arbeit und tritt haſtig vor die Hütte. „Alle guaten Geiſter!“ ſchreit Sannerl auf und ſtreckt die Hände abwehrend gegen die zerlumpte Geſtalt, die, ſcharf die nächſte Umgebung muſternd, an der Ecke der Almhütte ſteht.

„A recht a freundlicher Willkomm von der

Schweſter für den Bruaderb'ſuach!" höhnt Naz in ſeinem arg herabgekommenen Gewand.

„Wie kommſt denn du da her und wie ſchauſt aus?"

Scheu blickt der Burſch um ſich, vergewiſſert ſich, ob nicht jemand den Saumpfad herauf zur Alm kommt; dann erſt tritt er näher und ſpricht: „Grüaß di Gott, Sannerl, i bin's, dein Bruader, is wer um d' Weg?"

„Wüßt' nöt wer, aber haſt 'leicht du wen z' fürcht'n? Ausſchau'n thuaſt darnach, kloan zerfetzt und verriſſen. Biſt 'leicht wo a'g'fall'n?"

„A wengl g'hetzt haben ſ' mi drenten."

„Um Gott's willen, haſt 'leicht 'was verbrochen?"

„Schrei nöt ſo, als müßten 's die Leut' im Dorf drunten hören! 's is a lange G'ſchicht, die verzähl' i dir a andersmal. Hiazt gib mir eppas z' eſſen und na' ſagſt mir, wo i mi verſtecken kann. Die Hatz wird wohl aa da herenten bald losgehn."

„O mei' Gott, dös Load. Langmächtig woaß man nix und aftu (hernach) is er da mit'n ſchlechten G'wiſſen und d' Schandari (Gendarmen) und Jaager hinter drein. I will fein nix wiſſen und mit deine Schandg'ſchichten nix z' thun haben!"

„Schmeiß mi nur nöt glei außi, mach was z' eſſen firti, aftn druck i mi wieder.“ Damit drängte der Burſch die Sennerin in die Hütte, er ſelbſt blieb am Gatterl ſtehen, um den Pfad im Auge zu behalten. Als dann der fette Almſchmarrn goldgelb gekruſtet war, begann der Flüchtling gierig zu eſſen, trat aber ſchier nach jedem Biſſen zur Thüre und warf einen ſcheuen Blick über den Almgrund.

„San ſ' dir ſchon ſo hoaß auf der Ferſen?“ fragt die bekümmerte Schweſter, in deren Herzen zwei Gefühle widerſtreiten, die Liebe zum Bruder und das Gefühl der Rechtſchaffenheit, das nicht duldet, einen Verbrecher gegen die Verfolger zu ſchützen. Wohl weiß Sannerl noch nicht, was denn der Bruder überhaupt angeſtellt hat; aus Freundſchaft aber, das kann das Bergkind leicht erraten, würden die Gendarmen nicht hinter ihm herlaufen. Naz hat ſich ſatt gegeſſen, Sannerl hat ihm auch noch ein Gläschen Vogelbeerſchnaps aus der irdenen Flaſche gereicht, ein Stück graugrünen Käſe nebſt einem Stück Brot ſteckt er für alle Fälle in die Joppentaſche, dann aber ſchleicht Naz in den Hochwald. In der Nacht käm' er wieder herab und

Sannerl ſoll ein Licht am Fenſter brennen laſſen, falls niemand heroben wär'.

Die Hände im Schoß gefaltet, ſitzt Sannerl am Herd, unfähig die Tagesarbeit weiter zu verrichten. „O mei', dös Loab!" flüſtert ſie, und ihre Gedanken eilen voraus, zu ermeſſen, was Bitteres wohl nachfolgen werde. Und ſiedheiß ſteigt es in ihr auf: hat der Bruder ſich im Wald etwas zu Schulden kommen laſſen, dann bekommt er es mit Sepp zu thun; es ſtehen ſich ihr Bruder und ihr Bräutigam feindlich gegenüber als Todfeinde. O Gott, wie wird das enden? Und ſo ſtarrt Sannerl angſterfüllt vor ſich hin, hilflos und ratlos.

Lautlos hat ſich inzwiſchen Sepp zur Hütte herangepirſcht, er will ſeinen Schatz durch die unvermutete Ankunft überraſchen. Bei ſeinem plötzlichen Anblick zuckt Sannerl zuſammen und ſtößt einen Laut des Schreckens aus.

„Oho! Sannerl, ſeit wann ſchreiſt denn du, wenn der Sepp kimmt? Biſt 'leicht a Gräfin worden, daß d' am Herd ſitzſt und mit die Finger ſpielſt?"

„Grüaß di Gott, Sepp! Mir is bloß eppas übel worden."

„So, so! Hast 'leicht a noblichtes Schädelweh kriagt, wie die herrischen Weiberleut', wenn s' nöt wissen, was s' aus Langweil anfangen sollen?" versetzt Sepp und läßt seine Augen sorgfältig in der Hütte herum spazieren.

„I werd' gleich mit 'm Buttern anfangen," meint Sannerl.

„Sell thua nur zu, schlaun di, auf daß du die verlorne Zeit vom B'suach wieder einbringst! Wer war denn da im Hoa'gascht? Ha?"

„Bei mir? Bei mir war neamden!"

„Na' hast dir wohl selber a Pfann' voll Schmarrn kocht und an Vogelbeerenen dazu 'trunken? Um die Zeit ganz 'was Neuches auf der Alm! Und vom grauen Käs dort brauch' i fein nix, sonst hätt' ja dein B'suach net g'nuag!"

Die Röte der Verlegenheit huscht über das Gesicht der Sannerl. „Was a Jaager nöt alles siecht!"

„I moan', i siech richtig. Also 'raus mit der Sprach'! Welcher Lump war heroben?"

„Und i moan', du haltst di do a wen'g z'ruck mit deiner Red', Jaager! Schau auf deine Hirsch' und Gams, sell wird g'scheiter sein!"

„Hiazt ſchaut's nur g'rad die Sennerin an! Was is denn dir in 'n Leib g'fahren? Is dös 'leicht aa a Manier?“

„No ja, was ſoll denn die Fragerei hoaßen? Auf d' Alm kemman oft g'rad g'nuag Leut'.“

„Ganz richtig, aber wenn man halt g'rad dazu kommt, daß man die Tapper von an' Mannerfuß ſiecht und 'n Reſt vom Eſſen, aftn werd' ma' wohl no fragen derfen, wer im Hoa'gaſcht war?“

„Na' fragſt halt. I ſag' dir g'netta (bloß), es war neamd da, und mir wirſt wohl do no glauben. Oder haltſt es hiazt anders mit 'm Sannerl?“

Sepp blieb die Antwort ſchuldig, ihn ärgert das ganze Verhalten Sannerls. Daß jemand in der Hütte war, iſt unverkennbar, und es berührt ihn peinlich, daß Sannerl den Beſuch verheimlichen will.

Sannerl fühlt wohl auch, daß ſie etwas zu reſch vorgegangen iſt; ſie bietet daher gleichſam zur Verſöhnung ein Gläschen Schnaps an. Das kann Sepp nun doch nicht abſchlagen. Sannerl wünſcht auch zu wiſſen, wann der Sepp wieder auf die Alm käme; aber der vergrämte Jäger brummt etwas von „ſelbſt nicht wiſſen“ und verläßt mit einem trockenen Abſchiedsgruß die Hütte.

Nachdenklich ſteigt Sepp aufwärts durch den Wald gegen das Gamsrevier zu. Daß Sannerl ihm einen Beſuch verheimlicht, iſt ſeltſam, ſonderbar, ja geradezu verdächtig. Was kann ſie dazu veranlaſſen? Will ſie mit ihm brechen? Hat ſie ſich einen anderen erkoren? Sie war doch bisher die Jahre hindurch ein braves, aufrichtiges Ding, ehrlich und rechtſchaffen. Und nun dieſe Vertuſcherei? Der Beſuch hat offenbar den Jäger zu ſcheuen, ſonſt hätt' Sannerl nicht verſucht, ihn zu verheimlichen. Alſo iſt es ein Schwarzgeher geweſen. Und einen ſolchen Lumpen will Sannerl ſchützen vor ihm, dem Jäger und Geliebten! Da iſt etwas höchſt Verdächtiges paſſiert, und unwillkürlich ſchiebt Sepp Patronen in die Läufe ſeiner Büchsflinte. Wer weiß, wer im Revier ſteckt? Sepp läßt die Augen mit beſonderer Achtſamkeit arbeiten; aber er findet nichts Beſonderes oder Auffälliges. Lautlos pirſcht er durch, bis er am Beginn des Gamsrevieres ſich in einem gute Deckung bietenden Latſchengeſtrüpp niederläßt, um zunächſt einmal dieſes Gebiet ſorgſamſt mit dem Glaſe abzuſuchen.

Wie herrlich ſich das Wildleben abſpielt vor den Augen des Jägers: dort ober dem Kar haben

ſich im Schatten der Gufeln (Felshöhen, überhängender Stein) Gemſen niedergethan. Dort, wo die Felsſchrofen ſich ſenken und vom Walde herauf eine Grashalde die Jochhöhe bildet, zieht ſich ein vom Wilde ausgetretener Steig zum Sattel empor, ein regelmäßig angenommener Wechſel. Der Steig iſt ſteil, auf abgeſtürzten Felstrümmern ruhend, zwiſchen welche ſich Erdſchutt ſenkte. Ohne dieſen Steig iſt die Jochhöhe nicht zu erreichen, daher er für das Wild, ſobald es von unten herauf hochgemacht wird, ein Zwangwechſel iſt. Von ſeinen regelmäßigen Reviergängen iſt es dem Sepp bekannt, daß auch Rotwild gerne dieſen Wechſel annimmt und ins wildarme Nachbargebiet austritt. Ob das Hochwild aber zurückwechſelt? Am beſten würde es wohl ſein, das Austreten gänzlich zu verhindern. Wie aber das machen? Die Felstrümmer ſprengen, dann geht der Steig in Fetzen, der Wechſel wäre abgeſperrt und damit jeder Wildaustritt vereitelt. Ein Almverkehr exiſtiert über dieſes Joch nicht, und Raubſchützen den bequemen Steig zu vernichten, wäre doch eigentlich ein gutes Werk. Wie Sepp ſinniert, ob er die Felsſprengung zur Vernichtung des Paßſteiges allein oder mit dem Perſonal vor-

nehmen ſoll, zieht fortwährend ſichernd ein Achter-hirſch, begleitet von Tier und Kalb, zur Jochhöhe empor. Der Hochgeweihte iſt offenbar hochgemacht worden. Auch die Gemſen ſind beunruhigt, alle hoch und neugierig thalwärts blickend. Da unten iſt unzweifelhaft etwas los; ſoll aber der Jäger ſeinen gedeckten Stand verlaſſen? Steht er aus der ſicheren Verblendung auf, ſo wird er ſofort eräugt, und bis er zur Stelle kommt, ſind die Beunruhiger des Wildes längſt marſchaus. Alſo warten, ruhig liegen und ſcharf auslugen! Iſt es nicht, als ob es ein Menſch wäre, der längs der Schrofenwand ober dem Kar der Jochhöhe zuſtrebt? Durch das Glas ſieht der Jäger deutlich, daß es ein verriſſener, zerfetzter Kerl iſt, der dieſe Richtung einſchlägt, wohl in der Hoffnung, dadurch weniger leicht geſehen zu werden, falls überhaupt jemand heroben iſt in dieſer Einſamkeit. Der Kerl hat keine Schußwaffe, was will er dann im Gamsrevier? Er wendet ſich richtig dem Sattel zu, über welchen der Hirſch ſamt Begleitung ſich längſt empfohlen hat, immer geduckt, ſcheu nach rückwärts blickend, offenbar in Furcht, verfolgt zu werden. Ein Blick auf die Taſchenuhr belehrt den Jäger,

daß er noch einige Zeit auf die Beobachtung des Terrains verwenden könne, bis er den weiten Rückweg antreten muß, um vor Beginn der Nacht den Thalgrund zu erreichen. Der Zeit nach könnte es übrigens ſtimmen, daß der zerfetzte, hochverdächtige Kerl, der eben mit katzenartiger Gelenkigkeit die Sattelhöhe erklommen hat und ohne Verſchnaufen ſofort jenſeits der Höhe niedertaucht, der Beſucher auf dem Hochleger iſt, den er leider nicht mehr erwiſchen konnte. Was will der Burſch' dann jenſeits des Joches? Warum den weiten und ſteilen Weg herauf und hinüber machen, wenn ſein Sinn nach der Almhütte geht? Oder hat der Kerl den Sepp geſpürt und deshalb gewartet, bis er getäuſcht durch die lange Lagerruhe glaubte, die Gegend ſei wieder rein? Wenn es ein Wilderer iſt, dann braucht er doch nicht übers Joch in ein wildarmes Revier zu gehen. Sepp kombiniert fort, bis ihn ein leiſes Steineln und gleich darauf das ſchwache Aufſchlagen einer Eiſenſpitze auf einen Stein aufhorchen macht. Da kommt jemand mit einem Bergſtock herauf, und zwar iſt es kein Berufsjäger, denn dieſe klappern nicht und tragen ihren Bergſtock wenn nicht ſtumpf, ſo doch mit der Spitze nach

oben, so lange sie das Revier zu durchpirschen haben. Alle Wetter! Ein Gendarm in voller Rüstung! Der wird auch keinen Wilderer abfangen, wenn er sich eine Viertelstunde vorher schon durch das Geklapper seines Bergstockes ankündigt. Der auf Patrouille befindliche Gendarm, welcher auf der Jochhöhe Treffung hat mit einem Kollegen des anderen Bezirkes jenseits der Gebirgskette, guckt nicht wenig, daß urplötzlich der Jäger vor ihm steht. Ob er wohl vom Himmel 'runtergefallen wäre, meint der Gendarm nach kurzer Begrüßung.

„Sell nöt, aber a recht a verdächtiger Kerl is im Revier, a wildfremder, verrissener Bursch' mit buschigem Haar und Stoppeln im Gesicht, a Kerl, der schon lang nimmer im Bett und beim Bader g'wesen is."

„Wo is der Kerl?"

„Übers Joch is er 'nüber."

„So, da will i doch gleich nach."

„Nöt so eilig! Der Kerl is nach meiner Meinung heut' in der Früh' auf B'suach im Hochleger g'wesen, i bin g'rad a wengl z'spat kommen, sonst hätt' i 'n schon noch derwischt. Die Sennerin

war weiter in keiner Verlegenheit und hat nöt aus und nöt ein g'wußt, was ſ' reden ſoll. I bin ihr ſcheint's recht ung'legen kommen."

„Der Sepp 'm Sannerl ung'legen? Das wär' 'was Neues. Glaubt Ihr, daß der Kerl wildert? Wir auf der Station wiſſen no nix von Diebſtählen oder dergleichen, wenigſtens iſt noch keine Anzeig' da."

„'Was G'wiſſes weiß i aa nöt, aber gut wird's allweil ſein, wenn die Gendarmerie die Sennerin eppas ausg'fragt, und die Alm kontrolliert wird. Vielleicht bringen wir doch 'raus, wer der B'ſuach is und was er will."

„Iſt recht, i werd' nach der Treffung auf dem Hochleger vorſprechen und die Sannerl ins Gebet nehmen. Sonſt nix Neues, Jäger?"

„Mir is der Kerl Neues g'nuag! Den Wechſel da oben am Joch werd' i nächſtens abſprengen, es tritt mir zu viel Wild aus."

„Glaub' kaum, daß Ihr das ſo ohne weiters thun dürft. Werdet wohl das Bezirksamt vorher um Erlaubnis fragen müſſen."

„Zum Lachen, is doch unſer eigener Grund und Boden da heroben."

„Sell ſchon, aber die Erlaubnis muß für das Sprengen eing'holt werden."

„Sell werd'n mer (wir) ſchon ſehn!"

„Alſo adjes!"

„Adjes!"

Der Gendarm ſteigt dem Joch zu, der Jäger durchquert pfadlos den Wald in der Richtung hinab ins Thal.

Tief ſchon iſt die Sonne geſunken, ihre letzten Strahlen ſendet ſie den höchſten Bergſpitzen, aus der Tiefe ſteigt dunkel die beginnende Nacht auf, in Dämmerung umfangen liegt die Hochalm. Die Sennerin hat die letzten Arbeiten verrichtet, die durch die Heimkehr der Kühe von der Weide verurſacht werden; nun kann auch Sannerl für kurze Zeit ausruhen und ſich auf die Bank vor der Hütte ſetzen. Die Zinnen und Zacken verglühen im ſcheidenden Licht, die Felſen werden lichtgrau, bis ſie mit zunehmender Dunkelheit allmählich ſchwarzgrau werden. Erquickender Bergwind bläſt herab und kühlt die Luft. Ein unendlicher Friede liegt über dem Gefilde mit ſeinem weihevollen Zauber, dem ſich trotz der alltäglichen Wiederholung Sannerl willig hingibt. Leiſe ſummen ihre Lippen das Lied vom „Almfrieden":

„Wenn i auf d'Alma geh,
Laß' i die Sorg' daham;
Alles Load, alles Weh
Iſt wie a Tram.

Schau' i die Bleameln an,
Schwind't glei mei' trüaber Sinn;
Trag' ja im Herzen au'
Almfrieden drin!"

Frieden und Herzensruhe, ja hab' ich die noch nach den Erlebniſſen des heutigen Tages? fragt ſich Sannerl ſelber in Gedanken. Zuerſt der Bruder und dann der Sepp mit ſeinem Argwohn! Himmel, der Bruder! Dem ſoll ja ein Licht verkünden, ob er herabkommen darf. Weiß denn Sannerl, wer im angrenzenden Hochwald etwa lauert, kann ſie ahnen, wer in der Nacht noch heraufkommt? Die Hochalm iſt keine Stund ſicher vor einem Beſuch von Jagdgehilfen, Gendarmen; auch Holzknechte ſprechen gerne zu. Was thun? Der arme Burſch' hat den ganzen Tag über keine Nahrung gehabt, und über Nacht wär' ihm ein Heulager ſicher zu gönnen. Wird aber der auffallende Lichtſchein nicht geradezu Beſucher anlocken? Sennerinnen gehen bald nach Sonnenuntergang ſchlafen, denn ſie müſſen mit der Sonne auf; wenn das Licht nun bis ſpät

in die Nacht brennt, zeigt es deutlich an, daß etwas los iſt auf der Alm. Sannerl kommt endlich zum Entſchluß, das Licht ans Hüttenfenſterl zu ſtellen, den Vorhang zuzuziehen und die Lampe dann auszulöſchen, wenn es Schlafenszeit iſt. Kommt der Bruder ſpäter, ſo wird er ſie ſchon wecken. Es iſt mittlerweile ſo finſter geworden, daß Sannerl völlig in die Hütte taſten muß. Sie macht nun Licht, entfacht ein kleines Spreiſſelfeuer auf dem offenen Herd zur Wärmung des Kaffeeſupperls. Wie zufrieden war ſie doch bisher in ihrer Anſpruchsloſigkeit, und jetzt fürchtet ſie jeden Augenblick das Hereinbrechen einer Kataſtrophe und zittert für ſich und den Bruder und für ihr Liebesglück. Mitleid und Erbarmen fühlt ſie, mag der Bruder verübt haben, was er wolle, für ihn doch, und ſo ſtellt ſie denn das gewünſchte Signal, die brennende Lampe, ans Fenſter, zieht den roten Vorhang zu und harrt, nachdem das „Lackerl“ Kaffee ausgelöffelt iſt, der Ankunft des Bruders. In gleichmäßigem Ticktack bewegt ſich der Zeiger der alten Pendeluhr, oben im Hochwald rauſcht es geheimnisvoll, und leiſe ſäuſelt der Bergwind durch die ſtille Nacht. Am dunklen Firmament erſtrahlen die Sterne ſo nahe

und flimmern in ihrer Pracht lockend, verheißend, tröstend. Horch! Sind das nicht Männerschritte? Das wird der Naz sein, der das Licht gesehen hat. Sannerl ist froh darüber und dennoch ängstigt sie sich gleichzeitig. Wenn sie nur wüßte, ob er wirklich gewildert hat! So geht denn Sannerl aus dem Kammerl zum Herd, nimmt einen Kienspan, entzündet ihn an den verglühenden Kohlen und leuchtet an der Hüttenthüre.

„Jeff' Maria!"

„Nimm nur den Joseph auch noch dazu!" spottet der Gendarm, der der erschrockenen Sennerin auf dem Fuße folgt und rasch in die Hütte tritt.

„Gottlob, da sieht man doch wieder, wo man hintritt. Ist sakrisch finster draußen, rein zum abfallen und die Himmelslatern' wieder nöt an'zündet. Die Füß' könnt' man sich abbrechen bei der Kraxlerei!"

„Mit Verlaub, von woher kennt's denn? Soll i Euk 'was kochen?" Zagend und zitternd vor Angst, daß der Bruder jetzt dem Gendarmen direkt in die Hände rennen könnte, brachte Sannerl diese Fragen hervor.

Scharf faßte der Gendarm das Mädel ins

Auge, die Verlegenheit über den ſpäten und unerwarteten Beſuch iſt unverkennbar.

„Ja, i bitt', Sannerl, koch mir an' Schmarrn oder a Schottſuppen, und über Nacht muaßt mi aa g'halten draußen im Heuſtadel! Es iſt do z'finſter zum hoamtappen übers G'fäll 'nunter."

Sannerl iſt todesbleich geworden im Geſicht; das fehlt gerade noch, daß der Gendarm die Nacht über heroben bleibt. Wenn ſie nur das Lämplein vom Fenſter wegbrächte! Allein jetzt muß ſie kochen, auch müßte es dem Gendarmen auffallen, wenn ſie das Licht nun erſt auf den Tiſch ſtellen würde. Die Situation iſt keine leichte für die Sennerin, die nicht verraten darf, welch' große Angſt an ihrem Herzen nagt. Sie darf nicht hinaushorchen, kann kein Warnungszeichen geben; der Gendarm ſchaut eh' ſchon ſo ſonderbar heraus auf den Herd, als wollt' er 'was Beſonderes beobachten. Und doch muß der Bruder gewarnt werden, herein zu kommen. Sannerl fingiert einen Gang ins Milchkammerl nebenan, bindet ſich raſch die Schürze los und hängt ſelbe an das Thürſchloß von außen, zugleich die Thüre zuziehend. Wenn der Bruder die Schürze greift beim Betaſten des Thürſchloſſes, muß er

wiſſen, daß im Hauſe Gefahr droht, wie dies Jägerweiber ſtets dem abweſenden und erwarteten Gatten durch Aushängen von Sacktüchern am oberen Gaden oder Dachfirſt anzeigen. „Es wird eppa do a weng friſch!“ ſagt Sannerl zur Entſchuldigung, wirft neue Spreiſſeln in die Glut und kocht die Speiſe vollends fertig. Ihre Gedanken ſind freilich nicht beim Kochen, und wie ſie nun die Speiſe in der rußigen Pfanne ins Kammerl trägt und auf zwei kleine Holzſtücke aufſtellt, verſucht ſie eben nach der Lampe zu greifen: „Der Herr müaßt do eppas ſehn zum Eſſen!“ Und der Gendarm greift ſelber hin, nimmt die Lampe vom Fenſter und ſtellt ſie auf den Tiſch.

Faſt wär' der Sannerl ein Seufzer der Erleichterung entſchlüpft, Gott ſei dank, das Signallicht iſt weg. Nun gilt es noch durch Zurückſchieben eines der Vorhängel den Blick von außen in die Stube frei zu machen, damit der Bruder ſchleunigſt die Flucht ergreift, wenn er in der Stube den Gendarmen ſieht.

„Derf i 'leicht mit 'm Glasl Vogelbeerenen aufwarten?“ fragt Sannerl, und da der tapfer eſſende Gendarm bejahend nickt, zum Reden hat er den Mund

zu voll, ſo geht Sannerl direkt ins Milchkammerl, holt die dort vergrabene Flaſche und vergißt abſichtlich, die Thüre zu ſchließen. Jetzt kann man auch vom Fenſterchen des Milchkammerls direkt in die Stube ſehen. Dann noch ein fingiertes Suchen nach einem Gläschen am zweiten Fenſterl der Stube, wobei die Sennerin flink das Vorhangel zurückſtreift, endlich findet ſie das Gläschen und gießt dem Gaſt den Schnaps ein. Und ſo natürlich hat Sannerl all' dieſe pfiffigen Manöver trotz ihrer Herzensangſt ausgeführt, daß der mit großem Mißtrauen erfüllte Gendarm doch nichts merkte. Freilich blieb die Unterhaltung recht wortkarg, der Sannerl iſt's nicht zum Reden, und der Gendarm überlegt, ob er das

erſte Verhör heute noch vornehmen oder lieber noch zuwarten ſoll über die heutige Nacht. Freilich muß er die Augen offen halten trotz aller Müdigkeit. Das iſt leichter geſagt als gethan; das Gähnen der Sannerl ſteckt an, es gähnen beide wie um die Wette, und endlich erhebt ſich der Gendarm, nimmt Gewehr und Mantel und bittet Sannerl, ihm doch zum Heuſchober hinzuleuchten. Flink iſt die Stallaterne entzündet, und bei deren mattem Schein ſtapfen beide dem anderen Hüttenende zu, das über der Stallung eine Heuvorratskammer enthält. Sannerl hebt die Laterne hoch, damit der Gendarm die Sproſſen der Leiter ſieht, auf welchen er in die Höhe klettern muß. Dann eine Mahnung, ja „kein Licht nicht" anzuzünden, und Sannerl wünſcht „a guats Nachtl". Der Gendarm hat das Kammerthürl zugeſchloſſen, um gegen den nun empfindlich gewordenen Bergwind geſchützt zu ſein. Darauf hat Sannerl gewartet, ſie bläſt ſofort die Laterne aus, packt lautlos die Leiter und legt ſelbe auf den Boden. Der Vogel wäre nun über Nacht wenigſtens gefangen. Wenn der Gendarm mit Gewalt herunter will ohne Leiter, ſo muß er ſpringen und die Folgen riskieren. Der Sprung iſt zwar nicht

beſonders hoch, aber zum Fußübertreten reicht er aus. Sannerl taſtet dann durch den Sumpf vor der Almhütte zurück, und nun ſtellt ſie noch einmal das Signal ans Fenſter und eilt hinaus mitten auf den Almboden, wo ſie die wieder entfachte Stall-laterne mehrmals im Kreiſe ſchwingt.

Der Ruf des Waldkäuzchens beantwortet dieſes Signal; Sannerl bleibt windumtoſt auf ihrem Platze ſtehen, die Laterne bald hebend, bald ſenkend. Nicht lange dauert es, da kommt eine Geſtalt auf das Licht zu, Sannerls Bruder. Vorſicht gebietend legt Sannerl den Zeigefinger auf den Mund, Naz ſchleicht unhörbar herbei und fragt flüſternd, was denn los ſei.

„Der Schandari is auf Patrouille heroben und liegt im Heu.“

„Haſt die Loater weg?“

„Ja!“

„Aſtn kann er nimmer 'runter. Hiazt gib mir nur g'rad ſchnell 'was zum Eſſen!“

„Soll i g'ſchwind 'was kochen?“

„Dazua langt d'Zeit nimmer, 'leicht kemman d'Jaager aa no auffa. Gib nur g'ſchwind an' Kas und Brot her, eppas an' Schnaps aa für die Kälten

in der Nacht. In der Nacht kimm i schon die nächsten Täg, laß 's Licht wieder brennen wie heunt'. Adjes Sannerl!"

Von Dank für die Gaben, für die ausgestandene Angst kein Wort; Naz nahm, was er bekam, und flüchtete hinaus in die schwarze Nacht.

Sannerl aber schleicht nochmal hinüber zum Heuschober und richtet die Leiter wieder auf. Dann erst, viel zu spät für eine Sennerin, kommt sie zur Ruhe; das Licht erlischt, still liegt die Alm.

Gleichmäßig wie immer nimmt die Almarbeit ihren Lauf, Sannerl verrichtet ihre Geschäfte mit gleichem Fleiß, doch nicht mehr mit der früheren Unbefangenheit; in ihrem Herzen sitzt die Angst und Sorge, die sie oft erschauern macht und mitten in der Arbeit innehalten läßt. Synesi, der Halterbub', zieht mit dem Jungvieh aus in alter Sorglosigkeit. Das Bimmeln der Blechglocken am Halse der munter hüpfenden Rinder weckt den Gendarmen, der die Nacht über wachsam sein wollte, aber tapfer schlief. Jetzt kriecht er aus dem Heu, macht rasch die Morgentoilette am murmelnden Bächlein und sucht dann die Sennerin auf, die ihm ein Frühstück bereitet. Er fragt auch, wer denn gestern früh

auf der Alm gewesen sei, aber Sannerl meint, der Sepp bilde sich ein, es müßte ein Mannsbild im Hoangast gewesen sein.

Der Jäger hätt' aber doch genau die Fährte eines Burschen wahrgenommen!

„Sell kann schon sein, der Halterbub' könnt' halt auch nicht fliegen und müßt' 'rumtappen wie andere Menschen auch."

„Ja, schon, aber der ang'schnittene Käs und der Schnapskrug?"

„Der Bub' kriegt immer a Stück Käs mit übern Tag."

„Dann war also niemand auf der Alm?"

„Na!"

„Überleg dir 's ja recht guat, Sannerl, du bist einem rechtschaffenen Jagersmann sein' Hochzeiterin und derfst es nicht auch mit den Wilderern halten. Also besten Dank und Adjes!" Damit verließ der Gendarm den einsamen Hochleger und die arme Sannerl.

* * *

Sepp sitzt gründlich vergrämt beim Patronenmachen, eben hat er Mitteilung erhalten, daß im Seitengraben des Nachbarrevieres der Jagdgehilfe

von einem frechen Wilderer angeſchoſſen, gottlob aber gefehlt worden iſt. Der Burſch' ſei verſprengt und dürfte herüber gewechſelt ſein. Da hat alſo Sepp auch ſchon die Aufklärung für den verdächtigen Kerl oben am Zwangwechſel. Aber derſelbe war ohne Gewehr! Nach einem Rencontre verſprengt und möglicherweiſe gehetzt, läßt doch ſolch ein Schwarzgeher nicht die Waffe zu Hauſe! Und warum machte ſich der Kerl gerade am Zwangwechſel zu ſchaffen? Dieſes Geheimnis muß Sepp herausbringen, koſte es Mühe und Strapazen, ſo viel es wolle. Und ſo faßt denn Sepp den Entſchluß, ſich bis zum Zwangwechſel anzupirſchen und dort gut verblendet anzuliegen, tagelang wenn es ſein muß, bis das Rätſel gelöſt iſt. Sorgfältig unterſucht Sepp ſeine Büchsflinte, die vielleicht ſcharfe Arbeit bekommt; die Patronen ſind gut untergebracht, Speck und Schwarzbrot auf fünf Tage iſt beſorgt und die Feldflaſche mit Enzian gefüllt. Der Wettermantel ruht in den Rucksackriemen; ſo ausgerüſtet muß ein Hochgebirgsjäger es ſchon fertig bringen, eine Woche in der Wildnis auszuhalten. Welche Richtung ſoll aber Sepp einſchlagen, um möglichſt unbemerkt an den Zwang-

wechſel zu gelangen? Vielleicht doch über den Hochleger? Und da hat er auch das Bild ſeiner Sannerl vor dem geiſtigen Auge, das harbe Mädel, das er ehrlich liebt und gegen welches er doch einen Groll hegt wegen der Verheimlichung des Beſuches. Welche Gründe kann Sannerl dafür haben? Und plötzlich durchzuckt ihn der Gedanke: der heimliche Beſucher wird kein anderer ſein als Sannerls Bruder Naz, der Holzknecht; und wahrſcheinlich iſt's auch gleichzeitig der Lump, der den Hilfsjäger angeſchoſſen hat. Kein Zweifel, der Bruder iſt's, der im Hochleger Unterſchlupf ſuchte, den Sannerl verbarg und deſſen Anweſenheit ſie verleugnete, um ihn zu retten vor dem Jäger und dem Gendarm. Alſo nimmt Sannerl Partei für den Wilderer, trotzdem der Jäger ihr Schatz iſt! Wer hätte das von der ſonſt ſo rechtlich denkenden Sennerin geglaubt! Es thut dem Sepp wehe, daß Sannerl ſolchermaßen Stellung gegen ihn nimmt, ihr gilt der Bruder mehr als der Hochzeiter. Soll Sepp unter ſolchen Umſtänden auf dem Hochleger vorſprechen? Sein Dienſtgewiſſen ſagt ihm: nein, und ſein Herz pocht in raſchen Schlägen: ja. Und wo bleibt die klare Vernunft? Läuft denn Sepp dem

Burschen, dem nun alles zuzutrauen ist, nicht geradezu vors Rohr, wenn er die Alm aufsucht! Und dann quält den Jäger wieder der Zweifel, ob es wirklich nötig ist, den Naz wegzufangen und dadurch Sannerl unglücklich zu machen? Aber hat denn der Naz nicht auf den Jäger drüben im Graben geschossen? Der Lump schont das Leben anderer nicht, also verdient auch er keine Schonung; es ist Pflicht, das Revier rein zu halten von solchen Burschen, der Diensteid fordert dies. Nun ist Sepp entschlossen, voll und ganz seine Pflicht zu thun; er verläßt das Dorf quer über die Wiesen, um möglichst rasch den Wald zu erreichen. Einmal im schützenden Schatten, verändert Sepp bald die Richtung, um etwaige Ausspekulierer über den Anstieg zu täuschen. Lautlos pirscht er durch den Hochwald in steter Steigung, bis er allmählich die Höhe des Hochlegers erreicht. Wenn Sepp jetzt seitlich abbiegt, kann er leicht auf die Alm gelangen. Soll er hinüber? Er hat sich vorgenommen, nicht zur Sannerl zu gehen. Nun ist er doch wieder unschlüssig geworden. Vielleicht ist es aber gut, der Sannerl ins Gesicht zu sagen, daß sie den Naz verbirgt; er wird ihr vorhalten, daß sie schlecht

handelt, dem dem Geſetz verfallenen Raubſchützen Unterſchlupf zu gewähren, er wird ihr ſagen, daß nun auch er auf ihn fahndet. Der Jäger ſucht vorerſt von ſeinem Auslug mit dem Spektiv das ganze Terrain ab. Friedlich liegt die Alm auf dem Gehänge, ruhig iſt's im Revier; ſelbſt das Gebimmel der Kuhglocken iſt verſtummt, das Almvieh pflegt der Ruhe im kühlen Waldesſchatten, indes die glühende Mittagsſonne über den Felſen brütet. Sepp ſteckt ſein Glas ein, verſichert ſich, daß die Büchſe gebrauchsfertig iſt, und ſteigt nun geräuſchlos hinüber zur Alm.

Wie froſtig und doch bewegt Sannerl dem Sepp Grüß Gott ſagt! Und gerötet vom Weinen ſind die Augen, bleich das ſonſt ſo lebfriſche Geſicht, matt der Blick und müde die ganze Erſcheinung der Sennerin. Sepp hat eine teilnahmsvolle Frage ſchon auf der Zunge, doch ſpricht er ſie nicht aus. Ein banges Schweigen zwiſchen dem Paare! Dann aber hebt doch der Sepp an: er wüßte jetzt, wer heroben iſt, der Naz, der drüben im Seitengraben gewildert und den Gehilfen angeſchoſſen hat.

„Jeſſ' Maria!" ſchreit vor Entſetzen die Sennerin.

„Ja, Sannerl, dein Bruder hat den Jaager

ang'ſchoſſen, und ein großes Glück is es, daß die Kugel fehl'gangen is, ſonſt läg' der arme Jagdgehilf' jetzt drenten mit verglaſten Augen, tot, gemordet von der Hand deines Bruders."

„Allmächtiger Gott!" ruft Sannerl und ſchlägt die Hände vors Geſicht.

„Und dieſen Lumpen b'haltſt du auf der Alm, verhoamlichſt ihn und hilfſt eahm durch?"

„O heilige Mutter!"

„Aber es hilft dir nix, der hoamtückiſche Lump wird g'ſuacht und er wird g'funden, da drauf derfſt di verlaſſen!"

„O hab' Erbarmen, Sepp, ſei barmherzig, es iſt ja doch mein leiblicher Bruader, laß' 'n durch, er ſoll fort, nur fang' du 'n net, i bitt' di mit aufg'hobene Händ', laß 'n fort, i beſchwör' di, Sepp, bei unſrer Liab!" Und Sannerl, gemartert von Angſt und Sorge, wirft ſich dem Sepp zu Füßen, wimmernd im Schmerz.

„Es geht net anders, Sannerl, Leben um Leben, es is mei' Pflicht und Schuldigkeit, er muß eing'liefert werden!"

„Und um Gottes willen, wenn ihr z'ſamm'kommt, und er ſchießt am End' aa no di nieder?"

„Soll's nur probieren, 's kommt nur drauf an, wer der Flinkere is, und wenn i's ſein muaß, dann hab' i mei' Pflicht und Schuldigkeit 'than, du verlierſt nachher dein' Hochzeiter, aber du b'haltſt dein' Bruader, 'n Mörder!"

„Barmherzigkeit!" jammert die gefolterte Sennerin in namenloſem Schmerz. „Sei barmherzig, Sepp, gib mir Zeit, i will 'n Naz beſchwör'n, er ſoll die Hoamat verlaſſen — —"

„Gib dir koa' Müah, Sanni, i kann net und derf net; ſeit i g'wiß woaß, daß der Lump heroben iſt, derf i nimmer z'ruck!"

„Aber, bei alle Heiligen, Sepp, hör auf mi, nur a paar Stunden gib zua, und i bring' den Naz dazua, daß er für immer verſchwindet!"

„Er oder i, du haſt die Wahl, du derfſt eahm nix mehr z' wiſſen machen —"

„O ſei barmherzig, bei unſerer Liab, Sepp!"

„G'rad um unſrer Liab willen hättſt du ihn net b'halten ſollen, hättſt ihn fortweiſen ſollen! Hiazt is's z' ſpat!"

„O Gott, was ſoll i machen!" ſchrie in höchſter Qual und Herzensangſt die arme Sannerl.

Ein Schuß weckt donnernd vielfaches Echo in

den Wänden. Sepp ſtößt Sannerl von ſich, packt die Büchſe, reißt die Hähne auf und ſtürmt hinaus.

Das feine Ohr des Jägers hat die Richtung erfaßt, wo der Schuß gefallen iſt. In raſender Eile ſpringt Sepp aufwärts durch die Alpenroſenſträucher und das Latſchengeſtrüpp; der Schuß muß gegen den Zwangwechſel zu gefallen ſein, dort oben ſind die Gams roglig geworden, Hochwild iſt hochgemacht und fällt flüchtig den Wechſel an. Teufel und Hölle! Dort am Zwangwechſel iſt ein Stück gefallen, und der Lump ſchlägt es mit dem Gewehrkolben nieder. Sepp ſpringt hinan mit Aufgebot aller Kräfte; in den Schläfen hämmert es, die Pulſe fliegen, an ein Halten, an ein Zielen iſt nicht mehr zu denken, der elende Schuft muß mit den Fäuſten gepackt werden. In raſendem Lauf wirft Sepp das Gewehr weg, das ihn jetzt nur hindern kann; zu ſpät hat der Wilderer den heranſtürmenden Jäger erängt, er hat beim Niederſchlagen des Tieres alle Vorſicht außer Aug' gelaſſen, nun hilft kein Fliehen mehr. Mit einem Blick ſieht Naz, daß der Jäger ohne Gewehr iſt, und hebt mit teufliſchem Lächeln den Vorderladerſtutzen zum Schlag empor, zum Laden iſt es zu ſpät. — Sepp hält den linken Arm ſchützend

über den Kopf, er soll den Schlag parieren und stürzt sich mit voller Wucht auf den Feind. Naz schlägt zu, ohne den erwarteten Erfolg; die Eisenfaust des Jägers faßt die Kehle, einem Schraubstock gleich drücken die Finger. Ein kurzes Ringen, ein Pfauchen der keuchenden Brust, mit furchtbarer Wucht wirft Sepp den Lumpen zu Boden — ein gellender Schrei und gleichzeitig stürzt Sepp, der über den schmalen Steig getreten ist, die Wand hinab. — —

Von Todesangst erfaßt hat auch Sannerl nach dem Schuß die Alm verlassen; wo der Schuß gefallen ist, kann sie freilich nicht ermessen. Sie lenkt aufs ungefähr die eiligen Schritte empor gegen das Joch zu, wo das Terrain leichter zu überblicken ist, falls sich die Katastrophe dort abgespielt haben sollte. Still und ruhig ragen die Felsen auf, die Sonne leuchtet freundlich, und kein Anzeichen läßt einen Kampf auf Leben und Tod erkennen. Horch! Sannerl hält mühsam den keuchenden Atem zurück, ein Wimmern tönt herab von etwa halber Jochhöhe; auf dem Zwangwechsel liegt eine Gestalt, ächzend, stöhnend in wildestem Schmerz. Sannerl hastet den Steig hinan — allmächtiger

Gott! Der Naz liegt in ſeinem Blute — und der Sepp?

„Was is g'ſchehen?" ſchreit Sannerl und ſucht den wimmernden Bruder aufzurichten. Um aller Heiligen willen! was iſt das? Naz iſt im Rücken auf einem Brett aufgeſpießt; unzählige Widerhaken haben ſich ins Fleiſch gebohrt, ſie halten ihn feſt. Bei jeder Bewegung treibt der Gefangene ſich die Eiſenhaken immer tiefer in den Rücken. Und dieſes gräßliche Fangbrett iſt verkeilt zwiſchen Felsſtücken, nicht loszubringen vom Boden, und wie von tauſend eiſernen Klammern feſtgehalten der Körper des nun bewußtlos gewordenen, im Blute ſchwimmenden Naz. Der Sannerl ſchwindelt bei dieſem entſetzlichen Anblick! Doch faßt ſie ſich, es gilt den Sepp zu finden und womöglich zu retten. Wo mag er ſein? In der Nähe jenes gräßlichen Fangbrettes liegt das erſchlagene Tier, deſſen Schalen aufgeriſſen ſind, zerfetzt. Weiter drunten das Gewehr des Sepp; wo aber der Jäger ſelbſt? Sannerl legt ſich auf den Boden des Steiges und beugt ſich mit dem Oberkörper hinab: Großer Gott! dort unten liegt der Jäger, ihr Sepp, abgefallen, wenn nicht gar hinuntergeworfen. Raſch ſpringt Sannerl den

Wildsteig abwärts und eilt durch das Gestrüpp zum Jäger hin, der anscheinend schwer verletzt in einem dichten Gesträuch von Alpenrosen liegt. Armer Sepp! Schluchzend bettet Sannerl den blutenden Kopf des ohnmächtigen Jägers in ihren Schoß. Wie schrecklich doch dieser Kampf geendet hat! Oben der Bruder verblutend, hier der Bräutigam sterbend in der Einsamkeit der Höhe, und milder Abendsonnenschein darüber hingegossen, gleichsam versöhnend, zum Frieden mahnend. So gut es geht, bettet Sannerl den Kopf ihres Sepp auf ein rasch zusammengerauftes Moospolster; dann eilt sie hinab in flüchtigen Sprüngen, Hilfe zu holen. Syneſi

muß raſch ins Dorf hinaus, den Arzt zu holen und Leute mit Tragbahren heraufzuſchicken. In größter Eile muß Sannerl im dämmernden Abend noch die Melkarbeit verrichten; dann ſchneidet ſie von ihrer Wäſche Binden, nimmt einen Kübel mit Waſſer und eilt wieder hinauf zum Joch. Nur mit Mühe findet ſie in der bereits dichter gewordenen Dunkelheit ihren Sepp und legt ihm kühlenden Verband um den Kopf. Dem Naz kann ſie nichts helfen; weiß der Himmel, wie der Ärmſte von dem Hakenbrett losgebracht werden kann!

Nacht wird's auf der einſamen Höhe, der Bergwind ſtreicht über das Joch, geiſterhaft ſeufzt es im Geſchröff. Arme Sannerl, die ausharren muß in ihrer Qual und Angſt! Kälter, immer kälter wird's, je mehr der junge Tag zu grauen beginnt; ſchon ziehen die Gemſen zur Äſung aus, das erſte leichte Morgenrot huſcht von Spitze zu Spitze, und noch immer kommt die Hilfe nicht, auf die Sannerl ſo ſehnſüchtig und angſterfüllt wartet. Freilich iſt der Weg weit hinaus ins Dorf und ſteil der Aufſtieg bis herauf zum Joch.

Endlich tönt Stimmengewirr herauf, knirſchendes Getrampel ſchwerer Schuhe im Geröll wird

hörbar, Sannerl ruft laut um Hilfe, der Trupp beſchleunigt das Marſchtempo, endlich tauchen die erſten Köpfe auf, und im ſelben Augenblick ſchlägt auch Sepp die Augen auf.

„Gott ſei Dank, er lebt! O mein Sepp, mein guater, liaber Sepp!“

Doch Sepp läßt den Kopf mit einem Wehruf wieder ſinken. Mit fliegendem Atem erzählt Sannerl dem Arzt, was ſie ſelber weiß, und raſch macht derſelbe ſich an die Unterſuchung. Sepp hat eine böſe Kopfwunde, und beide Füße ſind gebrochen. Weiter als zur Alm hinunter kann er nicht transportiert werden, dort wird ihm der Arzt weitere Hilfe angedeihen laſſen. Die Bauern und Knechte nehmen den Jäger auf die mitgebrachte Bahre und tragen ihn vorſichtig hinab.

Was iſt's mit dem zweiten Verunglückten?

Der Arzt klettert den Wildſteig hinan und ſtarr vor Entſetzen blickt er auf den bewußtloſen, in ſeinem Blute ſchwimmenden Naz. Dieſer Anblick macht ſelbſt den erfahrenen Arzt ſchauern. Und dieſes teufliſche Brett? Eine empörende Fangmethode iſt es, daß herzloſe Wilderer auf ein ſchweres Brett eine Unzahl ſtarker Schmiedenägel ſchlagen

und dieſe Nägel durch Abbiegen und Zufeilen der Spitzen zu ſcharfen Widerhaken formen. Dieſes Brett wird auf einen Zwangwechſel gelegt, feſtgemacht und eingekeilt, mit Moos und Laub verdeckt, und dann drücken die erbärmlichen Schurken das Wild dem Wechſel zu. Hochgemacht tritt das Wild auf das verdeckte Brett und bohrt ſich die teufliſchen Widerhaken in die Schalen und Oberrücken. Das arme Wild ſucht ſich ſchmerz- und angſterfüllt loszureißen und thut ſich, wenn es überhaupt gelingt, loszukommen, in der Nähe nieder, da die ſchmerzenden Wunden keine Flucht mehr zulaſſen, wo es dann von dem Wilderer totgeſchlagen wird. So wird es auch der Naz gemacht haben, der das Schandbrett legte, mit dem Hebſchuß das Wild hochmachte und es dem Zwangwechſel zutrieb. Das in der Nähe liegende totgeſchlagene Tier erweiſt die Mutmaßung des Arztes als richtig. Und der Jäger überraſchte den grauſamen Schurken und hat ihn auf das Teufelsbrett geworfen: der herzloſe Wilderer bekam die eigenen Widerhaken in den eigenen Leib, ſelbſt gefangen!

„Entſetzlich!“ flüſtert der Arzt und gibt dann Befehl, zunächſt das Brett loszumachen. Dann

wird Naz auf seinem Brett den Steig herabgetragen auf breiteres Terrain. Der Blutverlust ist bereits sehr groß, er wird aber noch gesteigert werden müssen; denn ohne Losschneiden ist der Wilderer nicht von den Widerhaken loszubekommen. Mühsam schneidet der Arzt jeden einzelnen Haken aus dem Rücken des bewußtlosen Naz, eine schaurige Blutarbeit durch viele Stunden hindurch, die selbst die Bauern gruseln macht. Ehe aber der Arzt fertig war mit der Loslösung der Haken aus dem Fleische, ist das Leben entflohen. Naz hat ausgelitten und seine scheußliche That mit dem Leben gebüßt und gesühnt.

Zum Teil noch aufgespießt wurde die Leiche auf dem Teufelsbrett zu Thale getragen und mit demselben eingegraben. Eindringlich warnte der Pfarrer in seiner Grabrede davor, solch' schauerliche That je wieder zu begehen; Gott habe das Rächeramt selbst übernommen, der Wilderer mußte durch sein Teufelswerk umkommen: die sichtbare Strafe Gottes.

* * *

Im Hochleger liegt Sepp im Kreister (Bett) der Sennerin, mit vernähtem Kopf und unter

gräßlichen Schmerzen wieder eingerichteten Füßen, in rührender, hingebender Liebe gepflegt von Sauerl, die jeden freien Augenblick am Krankenbett ihres Sepp verbringt. Seit sie selber von der teuflischen That ihres Bruders Kenntnis hat, betrachtet auch sie es als eine Rache Gottes, daß Naz durch seine eigenen Haken verbluten mußte. Für so teuflisch roh und grundschlecht hat sie den Bruder nicht gehalten. Wer weiß, was noch alles geschehen wäre, wenn Naz sein Schandgewerbe weiter geführt hätte!

Kühler ist's geworden, und die Zeit des Almabtreibens ist da. Sepp kann wohl schon humpeln an einem Krückenstock; aber mit dem Revierdienst ist's für immer vorbei. Der Arzt sagt, ein Fuß werde stets steif bleiben. So muß sich denn Sepp mit Wehmut selber sagen, daß man hinkende Jäger nicht im Dienst brauchen kann. Den geliebten grünen Beruf aber verlassen zu müssen, das schmerzt bald noch mehr als Beinbruch. Und dann was anfangen?

Dem Jagdherrn wurde der Vorfall am Zwangwechsel amtlich gemeldet, und ergriffen von der Tragik desselben, sicherte er dem Sepp eine ausreichende Pension zu. Zugleich wurde mit obrigkeitlicher Zu-

ſtimmung der Wildſteig abgeſprengt und der Zwang-wechſel vernichtet. Dem Sepp aber verſchaffte man ſpäter noch den Poſten des Gemeindedieners, und als ſolcher konnte er auch das vielgeprüfte Sannerl als Eheweib heimführen. Seine Gedanken weilen aber oft oben beim Zwangwechſel.

Kaiserschießen!

Das schmucke Aussee Landl, jener Teil des steierischen Salzkammergutes, der mit vollem Recht ein kostbares Juwel in der Krone Österreichs genannt und häufig mit dem herrlichen Berchtesgadener Ländchen verglichen wird, hält noch fest an altem Brauch und alter Sitte, heute noch wie in alten, verblichenen Zeiten, und in rührender Treue hängt das muntere Bergvölkchen an der schmucken Landestracht, denn:

„Wer's steierische G'wandl
Nöt allezeit ehrt,
Der is aa sein Landl,
Sei' Hoamat nöt wert!

Wer's ſteieriſche G'ſangl
Und a Tanzl nöt liebt,
Der bleibt a doppelter Narr,
Bis daß er ſtirbt!"

Zum frohen G'ſangl gehört auch das Deandl, und der echte Auſſeer als kraftſtrotzender Bergmenſch muß auch das Büchſerl dazu haben, wenn die Glückſeligkeit voll und ganz ſein ſoll. Tanzen und ſchießen, buſſeln und ſingen, aber dabei das Beten und Arbeiten nicht vergeſſen, das iſt das Lebensmotto dieſes kernigen Völkleins an den Ufern der zwei lieblichen Bergſeen.

Nur in einem wollen ſich die Auſſeer von keinem anderen Volksſtamme der ſchönen öſterreichiſchen Lande überbieten laſſen, in der Liebe zu ihrem Kaiſer, von dem ſie wiſſen, wie gern er ſein Salzkammergut und ſeine Steirer hat, zu welchen er alljährlich kommt, wenn der Urhahn balzt, die Hirſche ſchreien und die Gamsjagd in den Bergen aufgeht. Kaiſers Geburtstag zu feiern zur Zeit der Edelweißblüte, gilt für einen der höchſten Feiertage, an welchem nach alter Sitte das Pulver nicht geſpart werden darf. Böllerſchüſſe verkünden den Anbruch dieſes Tages, wie am Vorabend Bergfeuer leuchtende

Kunde von dem Patriotismus der Steirer geben. Zum Feſtgottesdienſt ziehen die Frommen und die Schützen, und am Nachmittag entwickelt ſich fröhliches Leben auf der Schießſtätte; beim Kaiſerſchießen fehlt kein Schütze, ſolange die Hand ruhig bleibt und das Auge die Scheibe faßt. Üb' Aug' und Hand fürs Vaterland! Das lernen die Steirerbuben ſchon in der Kinderzeit und das Schießen dazu, bis daß des Pulvers Zaubermacht ſie ganz erfaßt.

In einem Dorfe des Auſſeer Landls war das Kaiſerſchießen angeſagt, und prächtiges Auguſtwetter verſpricht ein ſchönes Feſt zu Ehren des vielgeliebten Monarchen. Die Dorfjugend iſt hinauf in die Bergwelt, die Burſchen ſchleppen Holz für das Freudenfeuer auf die Felszacken: die Bergfeuer zu Ehren des Kaiſers ſollen zum Himmel lodern, auf daß Franz Joſeph den Schein im fernen Wien ſehen ſoll! Eifrig putzen die Schützen ihre Gewehre; morgen ſoll es krachen, und Punkte ſoll es geben, lauter Blattlſchüſſe mit Böllerdonner, und jeder hofft Schützenkönig zu werden an Kaiſers Geburtstag. Sie ſchießen ja wie die Teufel, die wackeren Steirer! Und gar prächtige Schießbeſte liegen im

Forsthause; der Gutsherr spendete manchen Dukaten, seidene Fähnlein mit funkelnagelneuen Silbergulden sind reichlich da, es wird ein noblichtes Kaiserschießen! Der Forstmeister hat für alles vorgesorgt: der Schießstand ist in Ordnung, der Schützenschreiber bestellt, und jetzt am Vorabend will der Förster nun auch den Zieler mit seiner Aufgabe betrauen. Der alte Steffl, ein armer Keuschler, wird froh sein, die zwei Gulden beim Kaiserschießen zu verdienen durch ein müheloses Geschäft, das bei einiger Achtsamkeit nicht so gefährlich ist.

Auf die Bestellung des Försters hin ist der alte Steffl (Stephan) auch richtig herab ins Forsthaus gekommen, und demütig wie immer steht der Alte vor dem stattlichen Forstmann.

„Was schaffen der Herr Forstmeister?"

„Alter Steffl, morgen beim Kaiserschießen machst halt wieder den Zieler und verdienst — du kannst es wohl brauchen — die paar Gulden fürs Weib und deinen Buben!"

Der Alte läßt den Kopf sinken, und wie ein Schauer geht es durch die gebeugte Gestalt. „Mit Verlaub, Gnaden Herr Forstmeister, i mein', i werd' den Zieler dößmal nöt machen!"

„Was? Warum nicht?“

„Verzeihen S', Herr Forſtmeiſter, i bin woltern ſchon zu alt 'worden, werd' auf Michaeli wohl 74 Jahre alt, thu' woltern ſchon an die 50 Jahrln mit als Zieler . . .“

„Papperlapapp, alter Kraxler! Dein Alter ſoll dich nicht hindern, weiter mitzuthun, die paar Punkt' anzuzeigen und die Böller zu löſen, ſell' wirſt wohl noch leicht fertigbringen. Paſſieren kann nix, die Deckung iſt neu hergeſtellt, der Raſen ſauber überwachſen, der Klingelzug repariert; wennſt nur a bißl aufpaſſeſt, kann gar nix fehlen.“

„I kann nöt, Herr!“

„Na, mach keine G'ſchichten, da ſind die zwei Gulden fürs Kaiſerſchießen, morgen Punkt 3 Uhr geht's los!“

Der Alte ſchüttelt das Haupt. „Nein, Herr, ſchimpfen S' mi nöt, Herr, i kann nöt, i g'ſpür's, i hab' a Ahnung, Herr, es gibt a Unglück morgen!“

„Ah ſo meinſt, alter Unglücksrabe! Na, na, 'm Kaiſer ſeinen Geburtstag laſſen wir uns nicht verderben durch dein Unheilgekrächze. Willſt alſo den Zieler machen oder nicht?“

„Na, Herr! I nöt, i.“

„Dann schick uns den Seppl, dein' Buben, der ist jung g'nug und kräftig mit seine 20 Jahr, und als künftigem Soldaten schadet ihm der Pulverdampf nicht."

„Mit Verlaub, Gnaden Herr Forstmeister, lassen S' mir mein' Buben, es ist eh' (ohnehin) g'nug, wenn s' ihn mir zu der Militari nehmen. I bitt', i möcht' mein' Buben nöt derschossen sehn!"

„Bist jetzt ganz überg'schnappt, Steffl?" fragt der ärgerlich werdende Forstmeister.

„No nöt, aber i sag' es, das Kaiserschießen morgen bringt Unglück."

Der Förster wandte nun alle Überredungsgabe an und brachte den Alten schließlich so weit, daß er zugab, sein Seppl dürfe den Zieler machen, wenn der Bursch' aus eigenem Antrieb sich dazu bereit erkläre. Hat auch er Bedenken oder eine Unheilsahnung, dann müsse der Forstmeister davon abstehen und sich anderswo einen Zieler suchen.

So ward's paktiert; der Alte stapfte in mühseligem Anstieg hinauf zu seiner Keuschen im Gebirge, indes der durch solche Unglücksprophezeiungen und solch argen Aberglauben vergrämte Forstmeister den Weg zum Wirtshaus einschlug. Wissen möchte

er wahrlich, auf welche Zeichen der verrückte Alte wieder einmal ſeine Unglücksprophezeiung ſtützt. Wahrſcheinlich iſt ihm frühmorgens eine ſchwarze Katze über den Weg gelaufen, oder es hat ihm das Morgenrot in ſeiner Blutfarbe nicht gefallen; alte Leute ſind ja ſo leicht geneigt, die geringfügigſten und natürlichſten Erſcheinungen zu deuten und für kommendes Unglück auszulegen.

Im Wirtshauſe zeigte ſich unter den anderen Burſchen, die eben von der Inſtandſetzung der Schießſtätte zurückgekehrt waren, der Keuſchlerburſch Seppl am aufgeräumteſten. Bei Zitherklang gab er die ſaftigſten Schnaderhüpfeln zum beſten und freute ſich anſcheinend auf das morgige Kaiſerſchießen wie ein Kiniglhas aufs grüne Gras. Eben ſang er in überſchäumender Lebensluſt:

„Die Welt iſt großmächti',
Viel Schönes gibt's drauf,
Aber über mei Auſſee,
Da ſteht halt nix auf.

Koa' Menſch kann ſo buſſen,
Wia mei' Schatzerl mi küßt,
I mach' d' Aug'n zua,
Hab' Angſt, daß 's mi frißt!"

Dann iſt er doch auch kapores, dachte ſich der unter der Thür ſtehende Forſtmeiſter; denn es iſt völlig gleich, ob der Burſch' ſtirbt durch den prophezeiten Kugelſchuß, oder ob ihn ſein Deandl mit Haut und Haar verſpeiſt.

Aus Reſpekt vor dem Forſtmeiſter dämpften die Burſchen den lauten Übermut, wünſchten im Chorus dem Beamten den üblichen „Guaten Abend!" und verhielten ſich etwas ruhiger. „Singts nur zu!" animierte der leutſelige Förſter, „als Auſſeer Buben ſingts das Lied vom „Auſſeer Landl", ſell' bleibt allweil 's ſchönſte."

Der Seppl griff in die Saiten der Zither, und nach dem kleinen Vorſpiel erklang der prächtige Sang:

„Von dir ſoll i wega, mei Auſſeerland,
Mir is juſt, als reißet's ma 's Herz vonanand,
Bei dir da vergißt ma, was oan druckt im G'hoam,
Und 's wird oahm ſo hoamli, als waar ma dahoam.

Da fahrt ma am Waſſer, am Alt'nauſeerſee,
Drinn ſpiegeln ſich die Bama, die Felſen, da Schnee,
Und ſiacht ma die Wölkerln drinn ſchwimmen verkehrt,
So hat man den Himmel ja eh' auf der Erd'.

Durch die Felder da ſtreich'n d' Auſſeer Deandl mit G'ſchroa,
Und ſo friſch ſchau'n die Bleamel, als jodelten ſ' aa.
Und geht d' Sunn' obi, ſo ſpinnt ſ' a gelbs Band,
Daß d' moanſt, du ſtehſt mitt'n in an' goldig'n Land.

Drum ſoll di Gott ſegnan, ſchöns Auſſeerland,
Und bis ma' uns ſeg'n, pfüat di Gott vorderhand!
Und kaam i halt neamma, bliebſt dengerſcht mir wert,
Gelt vagunnſt ma' a Platzl z'tiafſt unter der Erd'!"

Leiſe verklang das ſchöne Lied im lauen Abend; ſtill ward's, eine weihevolle Stimmung erfaßte alle.

Auf den Höhen rings um den See flammten die Feuerſäulen zum nächtlichen Himmel, und ihr roter Schein ſpiegelte ſich im dunklen Gewäſſer ... Bergfeuer dem Kaiſer zu Ehren! — —

Goldig iſt der Kaiſertag angebrochen, das junge Morgenrot mit Böllerknall begrüßt, die Glocken verkünden den Feſttag, und jung und alt eilt in das Kirchlein, zu beten für des Kaiſers Wohl. Wie aber die Atzung vorüber iſt, rückt die Dorfbevölkerung ab nach der feſtlich mit Tannengrün geſchmückten Schießſtätte, wo der Wirt ſeine fliegende

Schenke schon eröffnet hat und schäumenden Gerstensaft frisch vom Faß verzapft.

Nach alter Ordnung haben sich die Schützen die Karten gelöst beim Schützenschreiber; der Forstmeister selbst hat den Seppl hinaus zu den Scheiben geführt, der Bursch ist hochvergnügt, die paar Gulden zu verdienen, und hat bloß den letzten Schuß selber zu machen ausbedungen, damit auch er ein „Kügei" zu Ehren des Kaisers hinausgefeuert habe.

Diese Bedingung ward gern zugestanden und dem Seppl nochmal eingeschärft, ja auf das Läuten zu achten, den darauffolgenden Schuß abzuwarten, dann erst aus der Deckung herauszutreten und den Schuß auf der Scheibe anzuzeigen.

„Koa' Sorg', Herr Forstmeister, i war ja oft g'nuag mit 'm Vater bei der Zielerarbeit und kenn' mi aus wie der Vater selber."

„Um so besser, Seppl! Also nochmal, aufpassen, i leg' für meine Person noch einen Gulden darauf, Seppl!"

„Vergelt's Gott, Herr Forstmeister!"

Als Schützenmeister eröffnet der Förster das Kaiserschießen mit einer kleinen Ansprache; brausend ertönen die Hochrufe auf den obersten Schützen-

meiſter des Kaiſertums, den heißgeliebten Kaiſer, und gleich darauf gibt der Forſtmeiſter auf die Ehrenſcheibe den erſten Schuß ab. Himmellaudon, ein Blattſchuß! Der Seppl löſt den Böller und macht einen Purzelbaum vor Vergnügen.

Luſtig knattert Schuß auf Schuß in regelrechter Reihenfolge. Böller-donner markiert man-

chen vortrefflichen Punkt. Der Forſtmeiſter iſt über ſolche Reſultate hocherfreut, das Kaiſerſchießen geht g'rad nobel, daß der Kaiſer ſelber, der doch gewiß 'was vom Schießen verſteht, ſeine Freude haben müßte, wenn er ſeine Steirer im Feuer ſehen würde.

Eben revidiert der Schützenmeiſter die Liſte — ein Schuß fällt wie die übrigen auch, aber ein

markerſchütternder Schrei folgt darauf. Zu Tode erſchrocken ſchaut der Forſtmeiſter hinaus zur Scheibe, wo im ſelben Augenblick der Zieler zu Boden ſtürzt.

„Gewehr' in Ruh'!" ſchreit, von namenloſem Entſetzen erfaßt, der Förſter und eilt hinaus zur Scheibe. Armer Seppl! Mit einem Schuß in den Rücken, der wahrſcheinlich die Lunge durchbohrte, liegt der brave Burſch' im Sterben.

Schnell nach Auſſee um einen Arzt!

Den tödlich verwundeten Zieler hilft der von wahnſinnigem Schmerz gepeinigte Förſter mit in das Forſthaus tragen. Wie das Unglück gekommen? Man fragt nicht danach, jetzt handelt es ſich darum, dem Seppl das Leben zu erhalten. Der Ärmſte liegt auf dem Bett des Förſters, notdürftig verbunden, ein Bild des Jammers.

„Kannſt mir verzeihen, Seppl?" ſtöhnt der Förſter, vor dem Sterbebette knieend, in entſetzlichem Schmerze und mit dem furchtbaren Vorwurf im Herzen, den kernigen Burſchen in den Tod getrieben zu haben.

„Sie können ja nix dafür!" flüſtert der Todwunde. „Aber leben möcht' i bleiben!"

In das Sterbezimmer tritt, atemlos vom eiligen Laufe, der alte Steffl, der, außer ſich vor Schmerz,

den einzigen Sohn mit dem Tode ringend zu erblicken, den Förster vom Bette wegreißt: „Mörder! Fluch, dreimal Fluch dem Mörder!“

„Vater, nöt fluchen, der Förster kann nix dafür, i hätt' nöt 'rausgehen sollen!“ wimmert Seppl.

„Aber er hat di zum Zielermachen bered't, o i hab' dös Unglück geahnt!“

Gebrochen in seinem Seelenschmerze klagt der Alte zum Himmel; wenn doch er, der Alte, selber trotz seiner Ahnung den Zieler gemacht hätte, dann wär' doch er, der alte Knochenkasten, jetzt an Seppls Stelle, und dem Buben wär' sein Leben gerettet!

Während im Forsthause Seppl mit dem Tode ringt, hat die Gendarmerie den Thatbestand aufgenommen: eine unverzeihliche Nachlässigkeit eines Schützen, der das Signalläuten unterließ und ohne Aviso feuerte. Die Gendarmen eskortierten den Unglücksmenschen sofort nach dem Gerichtsgefängnis. Aber aller Jammer nützt nichts, und vergebens ist die Reue.

In seiner Amtsstube hat der Forstmeister eben ein Schreiben vollendet und es gesiegelt. Totenbleich erhebt er sich; der sonst so stattliche Mann, ein wahrer Typus des Gebirgsjägers, ist wie ge-

brochen. Gebeugt, zitternd sucht er den Sterbenden wieder auf.

„Herr Forstmeister, leben bleiben möcht' i!" flüstert Seppl, läßt den Kopf in die Kissen fallen und haucht die Seele aus.

Der Alte sinkt in die Kniee und weint zum Herzbrechen: „Mei' Bua, mei' herziger Bua!"

Der Forstmeister ist in den nahen Wald gegangen.

Ein Schuß fiel bald darauf.

Zwei Tage später wurden der Forstmeister und Seppl in ein gemeinsames Grab gebettet.

Der unglückselige Schütze aber, der zwei Menschenleben auf dem Gewissen hat, erhielt eine Gefängnisstrafe von drei Monaten.

Die beiden bleiben aber tot — — — und dem Steffl, welchen der unverehelichte Forstmeister zum Erben eingesetzt hatte, macht dieses Testament den Buben nicht lebendig. — —

Der Trauer wegen unterblieb das Kaiserschießen durch einige Jahre in jenem Dorfe. Später wurde es wieder aufgenommen und seither regelmäßig und mit der größten Vorsicht eingehalten.

Prämierter Wildererfang.

Der Ramsauer Jagdgehilfe Xaver hat den Verdacht, daß der Fendtenbauer am Rieſenbichl nicht ganz „ſauber" ſei. Schon neulich, wie der Xaver von Kitzkartauern über die Eckau-Alm herab iſt, begegnete ihm dem Luegeck zu der Fendtner unter ſo eigentümlichen Umſtänden, daß ihn der Jäger am liebſten gleich geſtellt hätte. Es iſt doch verdächtig, wenn ein Bauer gar ſo angeſtrengt äugt und ein Terrain mit dem Glasl abſucht. Aber zu tragen hat er nichts, nicht einmal einen Rucksack, und das Schauen kann man einem Menſchen wohl nicht verbieten. Dafür nahm ſich der Jagdgehilfe vor, dem Fendtner ſcharf auf die Finger zu ſehen. Zu dieſem Zweck nahm Xaver am Kogelberg ſeinen Anſitz, von wo er ganz prächtig, das Thal der Ramsauerache überblickend, den Rieſenbichlerhof

ins Auge faſſen kann. Tag für Tag ſaß der Jäger auf ſeinem Obſervatorium mit der Geduld der Katze, die vor dem Mausloch ſitzt. Nichts zu ſehen drüben am Rieſenbichlerhof! Da kommt dem Jagdgehilfen der Gedanke, ob nicht vielleicht der Feudtenbauer die Beobachterei g'ſpannt hat und nun ſeinerſeits den Jäger im „Spektiv" hat und deshalb alles unterläßt, um nicht erwiſcht zu werden. Alſo wird es am beſten ſein, wenn der Xaver einen Reviergang in der Weiſe antritt, daß er von den Spekulierern des Feudtners geſehen werden muß, dann aber flink auf Umwegen zurückeilt, um wieder auf den Kogelberg zu gelangen. Gemächlich im Bergſteigerſchritt ſteigt der Xaverl den Steinberg an, als wollt' er zum Jagdhaus auf der Schartenalm. Xaver möcht' ſeinen Kopf darauf wetten, daß ſein Abgang im Feudtenhofe beobachtet worden iſt; denn ein halbwüchſiger Burſch' verſchwand in dem Augenblick von der Bichlerleiten, wo er offenbar auf der Paß ſtand, als der Jagdgehilfe ſein an der Straße gelegenes Häuschen verließ und auf der Weſtſeite des Rieſenbichls in den Wald trat.

Für einen Jäger, der beſtimmte Ziele im Kopfe hat, gibt es keine Entfernung mehr. Einer davon,

der hierin Außerordentliches leiſten kann, iſt auch der Xaver, welcher den Wald zuerſt ſteil aufwärts nimmt, dann aber direkt weſtlich zum Eisbodenbründl, herab zur Hinterſeer Straße, dann wieder wie Flugfeuer auf den jenſeitigen Autenbichl läuft und ſorgſam gedeckt über den Kunterweg den Kogelberg anſchleicht. Aus beſonderer Vorſicht kroch Xaver auch noch ins Geäſt einer ſtarken Fichte und lugt nun hinüber mit dem Fernglas auf den Fendtenbauernhof.

Viel iſt nicht zu ſehen: die Bäuerin hat große Wäſche, der Zuber dampft, die Dirn ſchlägt mit dem Waſchſchlegel auf die naſſen Waſchſtücke, die

nicht ſchulpflichtigen Kinder des verdächtigen Bauern lungern um den Waſchzuber herum und pritſcheln, bis die Bäuerin ſie erboſt von dannen jagt. Wo nur der Bauer ſtecken mag? Kaum denkt der Jäger auf ſeinem Obſervatorium daran, da tritt der liſtige Bauer aus der Thür, und auf tauſend Schritt' iſt ihm anzumerken, daß er eine Gaunerei plant. Auch Xaver iſt durch ſein gutes Spektiv in der Lage, den verſchmitzten Zug im Geſicht des Fendtners zu beobachten. Eben ſieht der Bauer gegen den Steinberg und dreht eine Naſe hinauf, die offenbar dem Xaver gilt, weil der Bauer glaubt, der Jäger ſei dort droben. Nun keinen Blick verloren, was der Bauer beginnt! Er trägt ein rundes Ding an einen Pflock auf die anſteigende Wieſe hinauf, Sakra! eine Scheibe mit Ständer, und richtig pflockt ſie der Fendtner auf etwa 70—80 Schritt' vor ſeinem Hof ein. Schau, ſchau, wozu braucht der Fendtner einen eigenen Schießſtand und noch dazu gegen den rehreichen Rieſenbichl hinan?

Wahrhaftig, der Bauer will Scheiben ſchießen: er bringt den Stutzen, ja ſogar ein eigenes Patronen-Kaſtl hat der Spitzbub'. Was ein Bauer ſonſt ſelten thut, der Fendtner putzt ſein Gewehr,

ladet, viſiert und drückt ab. Vor Schrecken fällt das jüngſte Kind, das eben wieder am Waſchzuber ſpielt, in die heiße Brüh', die Magd ſchlägt die Hände zum Himmel, indes die Bäuerin nach ihrem Kinde fiſcht. Der Bauer geht unbekümmert um die unerwarteten Folgen ſeines Kugelſchuſſes zur Scheibe hinauf und unterſucht ſie. Er muß nicht unzufrieden mit dem Schuß ſein; denn er lacht und wieder dreht er dem Steinberg eine lange Naſe.

Damit war die Waſcherei und das Scheibenſchießen aus. Der Jäger hielt es für geraten zu bleiben, weil er unentdeckt auf ſeinen Beobachtungsplatz gekommen und für den Abend jedenfalls etwas zu erwarten iſt. Etwas Speck und Schwarzbrot hat er im Rucksack, da läßt ſich's ſchon ausharren.

Die Hitze läßt nach, es geht gegen Abend. Drüben am Fendtnerhof wäſcht die Magd allein weiter; wahrſcheinlich iſt die Bäuerin mit dem verbrühten Kind beſchäftigt. Dann kommt der Bauer wieder zum Vorſchein und zwar mit einem längeren Gewehr. Das kann der Jäger wenigſtens durchs Glas unterſcheiden, daß das vorherige Gewehr eher ein Stutzen war. Alſo hat der Bauer anderes als Scheibenſchießen vor. Jetzt heißt's aufpaſſen. Es

tuſcht einmal, zweimal; der Bauer unterſucht die Scheibe, auf die er gar nicht zielte, und verſchwindet im Gebüſch.

Sakra! Was ſoll der Jäger jetzt thun?

Hinüber laufen wird nicht viel nützen; ohne Rehbock nützt das Abfangen nichts, und der pfiffige Bauer wird ſich hinſichtlich der etwaigen Schüſſe mit ſeinem Schießſtand ausreden.

Eben lugt der Mond etwas aus den Wolken und wirft ſein Silberlicht auf den Rieſenbichl. Dort huſcht eine dunkle Menſchengeſtalt ans Gebüſch. Soll das der Fendtner ſein? Wahrſcheinlich blattet er trotz der etwas ſpäten Abendſtunde noch.

Ein verfluchter Kerl! Einen Schuß muß der Jäger abwarten, dann freu' dich, Bauer! Richtig läuft ihm noch ein Bock an, und gleich darauf tuſcht es. Aber er muß ſchlecht ab'kommen ſein; ſo viel der Jäger ſehen konnte, ging der Bock flüchtig.

Jetzt gilt's! Wie der Blitz rutſcht Xaver den Baum herab und rennt den Kogelberg hinunter, mit einem Satz über die Ramsauerſtraße und den Wald angeſprungen. Der Jäger umkreiſt den Rieſenbichl, ſoweit der Wald reicht, und wo am Saume ein Zaun die Gemarkung des Fendtenbauern anzeigt,

dort thut ſich Xaver nieder. Still iſt's in der Natur, kein Laut zu vernehmen; ſelbſt der ernſte Hochwald ſchweigt.

Da klagt es leiſe, dann ſtärker; die Angſttöne eines Rehes in Todesnot werden laut und wiederholen ſich in kurzen Pauſen. Drüben, vielleicht zwei Büchſenſchuß entfernt, ſteht der Fendtner unſchlüſſig, was er wegen des flüchtig gewordenen Rehbockes thun ſoll. Da dringt das Klagen des verendenden Bockes herüber. „Sternſakra, mein Bock! Da muaß i na!“ Und die Büchſe zum Fangſchuß bereit, ſchleicht der Bauer dem Rehbock zu, deſſen Klagen ſo deutlich am Wald zu hören iſt. Jetzt iſt der Bauer am Zaun; leiſe klagt es noch, der Bock muß hart am Zaun liegen; doch iſt der Dunkelheit wegen nichts zu ſehen. Doch dort liegt 'was Dunkles, das wird der Bock ſein. Mit einem Satz ſpringt der Bauer hin und will nach dem Gehörn greifen; im ſelben Augenblick ſagt der ſich aufrichtende Jäger: „So fangt ma d'Reh' net!“ Gleichzeitig hat der Xaver auch ſchon dem ganz und gar verblüfften Bauer die Büchſe abgenommen, und ob er mag oder nicht, der Fendtner muß mit zur Gendarmerie.

Am frühen Morgen hielt der Jäger Nachſuche nach dem vom Fendtner waidwund geſchoſſenen Bock und fand ihn nach vieler Mühe. So war der pfiffige Wilderer doch überliſtet, und das Amtsgericht verurteilte ihn zu 14 Tagen Gefängnis. Der Jäger aber erhielt für dieſen Fang eines Wilderers ohne Anwendung von Gewalt und ob bewieſener Umſicht und Schlauheit eine Prämie von 15 Mark.

Altier und Leberknödel.

Am Fuße des nördlichen Ausläufers des Gebirgsſtockes, Reuteralpe genannt, des gemſenreichen Eisberges an der Straße von Ramsau übers Wachterl nach Reichenhall, liegt der kleine Ort Taubenſee idylliſch eingebettet zwiſchen den ſtolzen Bergen. Vom See ſelber ſieht der Reiſende im Sommer meiſt herzlich wenig; das kleine Gewäſſer trocknet häufig aus, und wenn die Reiſenden im Eilwagen fahren, ſehen ſie auch blutwenig von den ſauberen Taubenſeer Dirndln, deren auffallende Schönheit der Ramsau und den ſchmucken Berchtesgadener Mädeln ſtarke Konkurrenz macht. Im allgemeinen iſt Weiberſchönheit im Hochland ziemlich rar, ihr thut die harte körperliche Arbeit des Gebirgsweibes Eintrag. Doch gibt es erquickende Ausnahmen,

und Taubenſee zählt zu dieſen. Als wenn die Forſtregierung dies gewußt hätte, ſandte ſie juſt in dieſen ſchmucken Ort einen ſauberen Forſtwart, einen gar ſtattlichen Mann mit echtem Germanenkopf, blond im Haar, und vollem Bart, mit echt deutſchblauen Augen und treuem Gemüt. Kein Wunder denn, wenn der ſchmucke Förſter eine gern geſehene Perſönlichkeit wurde in ſeinem Wirkungskreiſe und ſeine in der Holzwehrebene gegen das Pfaffenthal zu gelegene Wartei bald eine ſaubere Förſterin erhielt.

Dieſem Forſtwart war es beſchieden, ein ſeltſames Jagdabenteuer zu erleben, wie es ſelbſt im Wunderland der Berge nicht häufig vorkommt. In ſeinem Revier war im Spätherbſt des Jahres 1889 etwas Hochwild abzuſchießen, weshalb der Forſtwart den ihm unterſtellten Jagdgehilfen und den Reißjäger*) Trimbacher verſtändigte, ſich zu einem „Riegeln" einzufinden. Geriegelt ſoll im Pfaffenthal werden, das ſich gegen die Mordau hinzieht,

*) Reißjagd nennt man in manchen Gegenden die niedere Jagd. Reißjäger heißt ein Aushilfsjäger, der gewöhnlich Ökonom iſt und aus Liebe zur Sache den Jagdſchutzdienſt nebenbei ausübt. Im Hochgebirge geht ein Reißjäger ſelbſtverſtändlich auch auf Hochwild mit.

und zwar auf überzählige Alttiere. Schon kurze Zeit nach Beginn des Riegelns kam dem Forstwart ein Alttier, aber leider flüchtig auf abschüssigem Terrain, so daß der Forstwart steil abwärts Feuer geben mußte. „Kurz ist der Schuß, aber hängen laß' ich mich, wenn die Kugel nicht in Blattnähe sitzt," sagte sich der Förster und ging sofort mit seinem Hund „Waldherr" den Schweiß konstatieren. „Dacht' ich's doch, ein Leberschuß! Da der dunkle Schweiß in großen Tropfen und gute Zeichnung in mäßig hoher Flucht!" rief der Forstwart und verständigte davon seine Begleiter. „Nun müssen wir das Tier krank werden lassen." Inzwischen einigten sich die Jäger über die Besetzung der Wechsel, um dann nach etwa $1^1/_2$ Stunden die Nachsuche wieder aufnehmen zu können. Schweigend rückten die Jäger auf die angewiesenen Plätze zum „Vorstehen", und der Forstwart verfolgte mit „Waldherr" die Rothfährte. Dauert höllisch lange dieses Suchen, bis endlich das Bett gefunden wird, aber vom Tier nichts zu sehen. Also trotz der langen Ruhe wieder flüchtig gegangen. Jetzt den Hund los! Denn das aufgegangene Tier thut sich nicht so bald wieder nieder, kein Zweifel, das Tier hat die besetzten Wechsel

nicht angenommen und ist aus dem Bogen ausgebrochen. Eiligst suchte der Förster einen erhöhten Punkt, ebenso die Jäger, sobald der Hund Hals gab. Wem pocht nicht das Herz in solchem Augenblick! Und erst, wenn der Hund Standlaut gibt! Als der nächste eilt der Jagdgehilfe zur Stelle, bekommt aber schlechten Wind, und das hart vom Hund verfolgte Tier geht abermals flüchtig.

Rein verhext! Mit einem Leberschuß abermals flüchtig werden! Und vom Hund nichts mehr zu hören im ganzen Revier, so sehr auch die Jäger horchen! Doch was ist das? Ist's nicht, wie wenn eine menschliche Stimme um Hilfe schreit? Alle Wetter, das auch noch!

„Mir nach!" ruft der Förster und eilt der Stelle zu, von woher die Hilferufe tönen. Ein kurzer Dauerlauf der Jäger, und sie bekommen einen Bauernhof in Sicht, an dessen verschlossener Thür die Bäuerin, mit einer Kuhkette in der Hand, schreit, als wenn sie am Spieße stäke.

„Die mnaß narret 'worden sein!" meint der trockene Trimbacher, und völlig ratlos stehen die anderen Jäger da. Da springt Försters „Waldherr" auf seinen Herrn zu; also ist der Hund vom

verfolgten Alttier abgekommen. Die Geſchichte wird immer myſteriöſer. Die Bäuerin vorne krächzt, weil ſie nimmer ſchreien kann, und ihre Geberden werden immer toller. Man wird das Weib doch wohl fragen müſſen, was denn ihr Gethue zu bedeuten hat.

Wenn der Himmel in dieſem Augenblick eingefallen wäre, und der Eisberg oben das Feuerſpeien angefangen hätte, der Förſter und ſeine Begleiter hätten nicht überraſchter ſein können über das, was ihnen die ſchier vor Aufregung irrſinnig gewordene Bäuerin in fliegender Haſt erzählte. Das Tier, Hirſchweibl nannte es die geängſtigte Bäuerin, war

wie der leibhaftige Teufel ins Haus gesprungen und in die Kuchl geflüchtet, wo's jetzt am Herd steht und in den Knödelhafen schnuppert. Daß die Dirn und die Bäuerin vor Schrecken über diesen unerwarteten Besuch des Hirschweibls die Knödelschüssel und etzliches Geschirr haben fallen lassen und der Dirn frei letz (übel) worden ist, erfuhren die erstaunten Jäger nebenbei.

Die Bäuerin allein habe sich so weit gefaßt und die Hausthüre geschlossen, so daß das „infame Viech" nicht mehr heraus kann. Und da wär' jetzt die Kuhketten, mit der soll der Forstwart das Luder anhängen und schleunigst 'rausführen, eh's Geschirr alles hin ist in der Kuchl.

Über diese Zumutung mußte der Forstwart, der die Erzählung fast nicht fassen konnte, doch lachen. „Nimm die Ketten, Forstner!" drängte die exaltierte Bäuerin, als neues Klirren aus der Küche ertönte. „Mei G'schirr werd' alles kaput!"

Die zwei Jäger vor der Thüre lassend, geht nun der Forstwart durch den elf Meter langen Hausflur, hinter ihm die Bäuerin mit der krampfhaft gehaltenen Kuhkette, und richtig, kaum zu glauben: in der Küche am prasselnden Feuer steht das

Alttier, in nichts daran erinnernd, daß es tödlich geschossen sei. Nur aus der Schußwunde träufelt der Schweiß auf den wachsgelb gescheuerten Boden. Was nun thun? Die Bäuerin meint, aus Angst vor dem Hirschweibl flüsternd: man soll mit Salz und Brot das Tier anlocken, die Kuhkette überwerfen und das Malefizviech nachher außazarren (herausziehen).

Nur der Einwand des Försters, daß dann das Kuchlg'schirr alles kaput sein werde, weil das vergrämte Alttier alles niederschnellen werde, macht die Bäuerin so weit gefügig, daß sie wenigstens den Vorschlag des Försters, der kurioſen Situation ein Ende ohne Scherben zu machen, anhört. Nun meint der Förster, die Bäuerin soll sachte um das Tier herumgehen, auf daß das Stuck wieder durch den Flur das Freie zu gewinnen suchen werde.

„I soll zu dem Teufelsviech alloani einigehen? Forstner, bei dir rappelt's!" stotterte die Bäuerin zähneklappernd vor Angst.

„Na', schick' die Dirn eini!"

Glücklicherweise war die Dirn inzwischen wieder bei Sinnen, und weil der Förster ihr versicherte, daß das „Viech" gar nicht beißen kann, daß aber das Küchengeschirr sauber kaput sein wird, wenn

das Tier nicht bald aus der Küche kommt, so übernahm die Dirn schließlich die Aufgabe, behutsam in die Küche zu gehen.

Eiligst lief der Förster aus dem Hause, die Thüren sind geöffnet, schußfertig steht er in der Nähe der Hausthüre.

Wenige Minuten vergehen; ein kurzes Schrecken des Tieres, und mit langen Sätzen flüchtet es ins Freie. Ihm nach ein Geschoß, das sich später als — Leberknödel erwies. Im selben Augenblick tuscht es, und das Alttier bricht im Feuer zusammen. Wie der Förster vermutet, hatte das Tier den ersten Schuß etwas hinter dem Blatt kurz erhalten, und die Leber war stark gestreift. Und dennoch die darauffolgende lange aufregende Jagd.

„Wennst wieder so a Teufelsviech derschießen willst, Forstner, na' bleibst fein draußt im Wald!" rief die Bäuerin den abziehenden Jägern giftig nach, und der allzeit trockene Trimbacher murmelte in seinen Schnauzer: „Und du, harbe Bäuerin, schieß koa' Alttier mit Leberknödeln!"

In der Finſterlieſing.

Seit längerer Zeit erhält der Oberförſter von K . . . . im Lieſingthale allwöchentlich vom Jagdſchutzperſonale den Rapport, daß in der Finſterlieſing im Reviere des Bärenſohlſattels, wo die Grünkaralm und die Roßeckalm am Ausläufer der Rottenmanner Tauern idylliſch liegen, mit einer beiſpielloſen Kühnheit gewildert werde, ohne daß es gelingt, auch nur die Spur eines Wilderers zu entdecken. Die Burſchen aus dem Paltenthal kommen wahrſcheinlich übers Fötteleck eingeſtiegen, und die Lieſinger folgen dem Lieſingbache aufwärts, bis ſich deſſen Silberader im Geröll des Grünkares verliert. Gewildert wird ſchier jeden Tag; die Brentlerinnen hören ja die Schüſſe und vermögen auch die Schußrichtung häufig zu bezeichnen. Wenn dann der Jagdgehilfe das Terrain abpirſcht, ſo

findet er keinen Aufbruch und entdeckt nach ſtundenlanger Beobachtung, daß der eine oder andere Gamsbock aus ſeinem ſicheren Einſtand verſchwunden iſt.

Der Jäger möchte ſchon manchmal darüber verzweifeln, aber er weiß kein Mittel dagegen. Er hat ſich ſchon tagelang und ſelbſt kalte Nächte hindurch auf die Paſſ' gelegt; aber es war wie verhext, gerade als ob es die Wilddiebe gewußt hätten, daß er oben in den Wänden auf ſie lauert, keine Naſenſpitze ließ ſich ſehen, und der Jagdgehilfe wartete umſonſt.

Zog er mißmutig ab und ſprach noch auf der Grünkaralm zu, ſo kochte die nicht mehr junge aber allzeit freundliche Brentlerin dem Jäger raſch ein Haferl voll „Humorſuppe", wie man mitunter im ſteieriſchen Hochland den Kaffee als vergnügt machend nennt, und tröſtete ihn über ſein Mißgeſchick. Vielleicht, daß die Wildpratſchützen unter den Haltern (Viehhütern) Ausſpekulierer haben, die ſeinen Reviergang beobachten und melden!

„Das kann ſchon ſein," meinte der Jagdgehilfe. „I werd' halt doch öfters in der Nacht 'raufkommen müſſen, damit mich die Sakera nöt ſehen."

„Ganz richtig!" bemerkte die Sennerin, „aber

wenn i dir raten darf, aſten kehrſt dengerſcht bei mir zua; i ſag' dir dann ſchon, was los is im Revier."

Mittlerweile hat der Jäger ſeine Humorſuppe ausgelöffelt, nimmt Gewehr und Bergſtock, bedankt ſich recht ſchön, ſie wär' halt doch „a guate Haut", die Brentlerin, und fort war er.

Vier bis fünf ſtarke Böcke fehlen dem Jäger bereits gewiß, und wenn es ſo fortgeht, wird es bald keine Gams mehr in der Finſterlieſing geben. Daß Gaiſen auch geſtreckt werden, beweiſen teils verſprengte, teils eingegangene Kitze; die Wilderer ſchießen eben, was ihnen vors Rohr kommt.

Der Oberförſter unten in K . . . ., der einſamen Ortſchaft zwiſchen den begrünten Bergen, hörte mit rollenden Augen dieſen Bericht und fuhr an deſſen Ende auf:

„Und du willſt a Jaager ſein?"

Wenn der Oberförſter anfängt, fuchtig zu werden, dann gibt's nur ein ſicher vor Hieben ſchützendes Mittel: das Maul zu halten, bis das Ungewitter ausgetobt hat.

Dieſe weiſe Lehre beobachten alle Leute, die mit ihm in Berührung kommen, beſonders eingelieferte

Wilderer. Der Jagdgehilfe aus der Finſterlieſing ſchwieg daher und ließ den Oberförſter donnern.

Ob er irgendwo einen Aufbruch gefunden hätte, fragte der Förſter.

„Nirgends nix!“

„Hm! Auch keine Anzeichen, daß „g'riegelt“ worden wäre?“

„Nix!“

„Auf welchem Weg biſt du die letzte Zeit 'nein?“

„Einmal übern Bärenſohlſattel, ſonſt meiſtens übers Grünkar.“

„Zug'kehrt natürlich?“

„Freili, i hab' ja doch die Brentlerin fragen müſſen wegen der Schüſſ'.“

„So, ſo!“ höhnte der Förſter. „Hat ſie dir net aa g'ſagt, du ſollſt aa bei der Nacht zuakehren, wennſt ins Revier gehſt?“

Überraſcht ſtammelte der Jäger: „Ja!“

Der Oberförſter iſt doch ein rechter Sakera, alles weiß er oder errät er.

„Richt' dich z'ſamm' auf drei Tag', wir gehen mitſammen in die Finſterlieſing und kommen ohne den Wilddieb nöt mehr z'rück!“ ſagte der Förſter. Seufzend ſteckte ſeine Frau den Proviant in den

Rucksack; ſie kennt ihren Mann und ſeine Waghalſigkeit. Ein Wunder, daß ihm noch jedes Rencontre gut oder doch verhältnismäßig erträglich ausgegangen iſt; denn der Mann ſprang gleich auch über Steilwände hinab, wenn es dadurch gelingen konnte, einen der verhaßten Lumpen noch im Reviere abzufangen. Und die ſtille Förſtersfrau weiß auch, was für Drohbriefe ſchon ins Haus gekommen ſind. Aber der Oberförſter lachte darüber; alle Kugeln treffen nicht, und die angeſagten bleiben meiſtens blind. Ein heißes Gebet ſandte die geängſtigte Förſterin zum Himmel, als der Gatte, vom Jagdgehilfen begleitet, bergan ſtieg.

Still, aber ſtetig ging's hinan neben dem murmelnden Lieſingbach, bis plötzlich der Oberförſter den Weg verließ und ſeitwärts abbog mitten in den Hochwald hinein. Kurze Zeit darauf ſchlenderte ein Halterbub' den Pfad herab, anſcheinend harmlos auf einem Dienſtgang. Doch ſeine Augen ſuchten alles ab und ſchienen namentlich das Waldgehänge durchbohren zu wollen. Gut gedeckt beobachtete der Oberförſter den Buben unten ſehr genau, und ein leiſes Lächeln der Befriedigung huſchte über ſein ſonſt ſo ernſtes von einem mächtigen Vollbart beſchattetes Geſicht.

Seine Rechnung ſtimmt ſchon bei der erſten Stichprobe. Der Bub' iſt ſpekulieren geſchickt worden und weiß nun nicht, wie er daran iſt, da er den erwarteten Jäger nicht herankommen ſieht.

Im vorſichtigſten Pirſchſchritt bringt nun der Oberförſter tiefer in den Hochwald ein, um noch vor Dunkelheit den Großſchoberberg zu erreichen. Welch' herrlicher Blick da oben, hinüber auf die vielen Bergzacken, hinab in grüne Wälder und Thäler, auf verwitterte Kare und Steilſchluchten des Urgebirges! Doch dafür hat heute der Oberförſter kein Auge; mit dem Glaſe ſucht er das gegenüber liegende Grünkar ab und die dazu gehörige Almhütte. Seinen Kopf möchte er verwetten, daß es in einer Stunde drüben tuſchen wird, wiewohl nicht das geringſte in den Gamswänden zu ſehen iſt. Soll er am heutigen Abend noch einen Gams wegſchießen laſſen?

Die Antwort auf dieſe ſelbſtgeſtellte Frage fällt verneinend aus, denn in ſcharfen Fluchten eilt der Oberförſter, immer Deckung behaltend, den Graben hinunter und auf der anderen Seite wieder hinauf. Raſch nimmt er ſeitlich die Karflanke und iſt auch ſchon eingeſtiegen in die Wandeln, ſofort

Deckung nehmend hinter Latſchengeſtrüpp. Der Jäger aber muß ſuchen, ungeſehen über die Schneide auf die jenſeitige Fläche zu gelangen für den Fall, daß Almer vom Roßeck auf Gams gehen wollten.

Das Glas vor dem Auge beobachtet der gut gedeckte Oberförſter die friedlich unten liegende Alm. Oben verglühen die Zinnen der Felſen im ſchillernden Sonnenlichte, aus den Tiefen ziehen ſchon die Schatten herauf, und Dämmerung umfaßt das Grünkar. Die Almkühe ſind ſchon zur Hütte gezogen, um gemolken zu werden; ſie bleiben über Nacht im Stalle der Hütte, indes das Galtvieh unter dem Gebimmel der Blechglocken auf den höher gelegenen Wieſen graſet. Wie friedlich dieſes Bild im einſam ſchönen Hochland.

Eben tritt die Sennerin aus der Grünkarhütte mit einem großen Leintuch auf dem Arm. Sie ſieht merkwürdig vorſichtig aufwärts, wo die Wieſen enden und ſich mit dem Geröll der Karfelder verſchmelzen, dann ſteigt ſie bedächtig, auffallend ſteif den Lahner empor und ruft mit heller Stimme in den lauen Abend: „Buſela, Buſela — Buſiii!“ Bereitwillig folgen die Kälber dem Lockruf, laſſen ſich die Stirne graulen, bekommen etwas Brot und

Salz und hüpfen dann in drolligen Sprüngen gewohnheitsgemäß zur Hütte hinab*).

Warum die Brentlerin nicht wie üblich den Kälbern voraus wieder zur Hütte geht? denkt der Förſter in ſeinem Verſteck. Sie geht wohl einige Schritte abwärts, bis die Kälber alle im Galopp thalab ſpringen; dann kehrt ſie plötzlich um und ſteigt bis an den Wieſenrand empor. Dort mäht ſie mit der Sichel etwas Gras und wirft die Mahd in das ausgebreitete Leintuch, macht ſich dann am Rock zu ſchaffen und zieht einen kurzen Knüppel hervor. Einige Griffe daran, ein ſcharfer Auslug hinan zu den Wänden, wo ein Rudel Gemſen auf einem begrünten Felsband vertraut äſet, lautlos pirſcht die Brentlerin aufwärts.

„Alle Wetter!“ flüſterte der Förſter, „wie gedacht, iſt die Brentlerin ſelber der Wilddieb.“

Die Brentlerin ſinkt ins Knie, zieht auf, ein kurzes Viſieren: und ſcharf ſchlägt die Kugel; ein Gams kollert übers Wandl herab ins Karfeld,

*) In Oberſteiermark locken die Brentlerinnen das Galtvieh und Kälber mit oben zitierten Rufen, Kühe hingegen: „Glß, glß!“, Schafe: „Lecks, Lecks!“, Ziegen: „Dees, dees!“ und Böcke: „Batſch, batſch!“

ſpringt nochmals auf, geht ein paar Fluchten hoch und quittiert den gutſitzenden Schuß.

Wie raſch jetzt die Brentlerin bei dem Gams

iſt! Die kräftigen Arme werfen den Gams auf die Schultern, in ſcharfen Sprüngen eilt das Weib hinab zum Leintuch und wirft den Gams auf das geſchnittene Gras. Raſch mäht ſie noch etwas Futter ab, verdeckt das Wild damit, bindet dann das Leintuch zuſammen, der Stutzen verſchwindet wieder unterm Kittel und bedächtig ſteigt die Sennerin mit

der harmlos ausſehenden Laſt thalabwärts der Almhütte zu.

In dünnen Quirlen zieht der Rauch aus der Hütte, friedliches Feuer am Herd verkündend.

Nun aber klettert der Förſter von der Wand herab, in mächtigen Sätzen durchquert er das Karfeld und iſt an der Hütte ſo urplötzlich, daß die erſchrockene Sennerin einen Schrei des Entſetzens ausſtößt. Sie hat noch gar nicht Zeit gehabt, den Futterbinkel in der Ecke an einen ſicheren Ort zu bringen.

„Grüaß di Gott, Brentlerin!“ ſagt in tiefem Baß der Förſter.

„Alle guaten Geiſter!“ ſtammelt die Sennerin; mehr bringt ſie nicht über die Lippen.

„Haſt du nöt aa an' Schuß fallen g'hört?“

„An' Schuß? — Freili, i war g'rad Futterſchneiden und gegens Roßeck zu hat's 'tuſcht, moan' i ſchon.“

„So, ſo! Am Roßeck! I moan aber, es war am Grünkarköpfel, wo's 'tuſcht hat!“

„Sell moan i nöt!“

„Still ward's in der Hütte, verglimmend raſchelten die Kohlen auf dem offenen Herd. Dann hub

der Förſter wieder an: „Biſt woltern recht ſpat Futter holen 'gangen!“

„I hon mi mit'm Melken verſpatet!“

„Schon mögli, biſt woltern aa recht ſteif worden bei der Melkarbeit, ha? — Kannſt ja gar nöt ſitzen, Brentlerin!“

Schon ſteht der Förſter hart an der Seite der Sennerin; ein Griff und der Stutzen an ihrem Bein iſt in ſeiner wuchtigen Fauſt. Ein Riß, daß der Kittel des Weibes in Fetzen geht, und das Gewehr iſt ſein.

„Jeſſas, Jeſſas!“

„So, den Wilddieb hätten wir! Und jetzt, Brentlerin, nimmſt den Futterbinkel und tragſt ihn ſchön ſauber und flink 'nunter ins Dorf. Marſch!“

Sie könnte und dürfte die Alm und das Vieh nicht verlaſſen, meinte die gefangene Sennerin.

Bis der Bauer eine andere Sennerin 'rauf-ſchickt, wird ſchon die Brentlerin vom Roßeck, der wir es ſagen werden, aushelfen auf der Grünkaralm.

Vorwärts jetzt! Den Futterbinkel mit dem Gams muß die Sennerin hinabtragen durch die völlig eingebrochene Nacht, hinterher der Förſter. Unterwegs begegnen ſie dem Halterbuben, der noch

immer auf der Paß ſaß. Der guckte nicht wenig, wie die arretierte Sennerin daher kam, und wohl oder übel muß der Bub' auch mit hinunter, den Bauer verſtändigen.

Wohlgezählte drei Wochen diktierte das Gericht in Leoben der eingelieferten Wilddiebin zu, und weil die Bauern der Lieſing dann nichts mehr von ihr wiſſen wollten aus Angſt, von dem pfiffigen Förſter ſcharf ins Auge genommen zu werden, ſo konnte die Sennerin nicht mehr zur Alm, und ſomit war für einige Zeit Ruhe im Revier.

Der Jagdgehilfe aber, der viele Stunden auf der Paß lag und endlich auf der Grünkaralm die Geſchichte erfuhr, der brachte, langmächtig vor Staunen, den Mund nimmer zu. Wer hätte auch geglaubt, daß eine alternde Brentlerin ſelber gamsjaagern geht!

Fängiſch geſtellt!

Wer berufsgemäß ſein ganzes Leben im Bergwald zubringt, bekommt ſchwerlich Hofratsmanieren, und das kryſtallhelle Waſſer bringt manchem ein „Wimmerl am Hals“. Dafür klärt die friſche Luft den Kopf, wenn das Hirn nicht von Anfang an verdunkelt iſt. Der Jagdgehilfe Naz (Ignaz) hat, wie man ſo ſagt in den Bergen, ein mittleres Hirn und ausdauernde Beine. Was ihm an beſonderer Pfiffigkeit abgeht, dafür iſt ſein Schnaufer (die Lunge) um ſo beſſer. Naz gilt für einen ganz eminenten Steiger, der den beſten Gams niedergeht und jeden Wilderer einholt, wenn er einen ſolchen einmal aufgeſtöbert hat. Die Kniffe der wildſtehlenden Lumpen freilich herauszubringen, ihre Findigkeit durch eigene Schläue zu paralyſieren, das iſt die ſchwächere Seite in dem bärenſtarken Burſchen.

Wehe aber dem Schwarzgeher, der in Nazls Eiſenfäuſte geraten iſt! Der Jäger vollzieht im Attrappierungsfalle ſtets die Waldjuſtiz in erſter Inſtanz und bleddert die Burſchen ſo tüchtig durch, daß ſie dieſe Strafe weit mehr fürchten als das gerichtliche Nachſpiel ihrer Frevelthaten. Das hat immerhin ſein Gutes, und der Nazl'ſche Diſtrikt wird von den Wilddieben gewiſſermaßen reſpektiert; es wird in ſeinem Revier weniger gewildert als anderswo in der weitausgedehnten Wildbahn. Sonſt aber hegt der Jagdleiter nicht gerade die beſte Meinung vom Naz; dem Oberförſter wäre ein recht pfiffiger Jagdgehilfe lieber als ein Waldprofoß. Halb im Scherz, vermiſcht mit etwas Ärger, hat der Jagdleiter dem Naz ſchon den Rat gegeben, der Jagdgehilfe ſolle ſich doch etwas von der Fuchsſchläue aneignen durch Genuß einer Fuchsleber. Und als Naz willig wie immer eine Leber Reinekes verzehrte, äußerte ſich die Wirkung abſolut nicht im Kopfe Nazls. Sein diesbezüglicher drolliger Rapport im Forſthauſe, über den der Oberförſter ſich ſchier waidwund lachte, hatte auch zur Folge, daß der Jagdgehilfe den Spitznamen „Fuchsnaz" erhielt, zu ſeinem nicht geringen Ärger. Ob Naz darum ver-

grämt war oder nicht, darum kümmerte ſich die Jägerei des großen Revieres nicht im mindeſten.

Da Fuchsnaz mit ſeinem mittleren Hirn auch noch ein ſehr mittelmäßiger Schütz iſt und nach den Behauptungen ſeiner Kollegen ſogar ſchon Scheunenthore fehlte, ſo wurde Naz beim Abſchuß, ſoweit ſolchen das Perſonal zu bethätigen hat, regelmäßig als nicht exiſtierend betrachtet. Der Oberförſter degradierte Nazl zum Raubzeugvertilger und in Anſehung ſeines Spitznamens in specie zum Fuchsfänger. Das auch noch! Wohl fluchte Fuchsnaz auf einſamer Jochhöhe und machte die Fauſt im Lederhoſenſack; aber was kannſt machen? Gar nichts, als die Zähne zuſammenbeißen und auf Reineke aufpaſſen; denn was der Jagdleiter ſagt, iſt ein evangeliſches Diktum, und ein Rekurs an den gnädigen Jagdherrn koſtet die ſonſt nicht ſo üble Stellung. Das Haderl (Guldenzettel) Schußgeld für jeden abgelieferten Fuchs verſöhnte übrigens den Naz ziemlich raſch mit dem ihm gewordenen Auftrag. Zwei Dinge aber genieren den Fuchsnaz immer: die verdammte Schläue Reinekes, durch welche die Haderln nicht leiterwagenweiſe zu verdienen ſind, und zweitens das ewige Gerede der anderen Jagdgehilfen.

Wenn der Menſch die ganze Woche im Revier ſteckt und nach langen ſechs Tagen der Waldeinſamkeit herunter ins Dorf kommt, dann fühlt er das Bedürfnis, ſich auszuſprechen bei einem Viertele Rötel. Der Naz auch, ja er erzählt ſogar gern von den Erlebniſſen der abgelaufenen Woche, und dem Latein iſt er nicht Feind; nur trägt er gern etwas dick auf, und die Zuhörer witzeln meiſt, ehe er ausgeſprochen hat.

Im Mai war's, daß der Fuchsnaz etwas Beſonderes erlebte. Mit ſeiner Fuchsfangerei iſt es bisher nicht gerade glänzend gegangen; aber Naz wurde reich an Erfahrung, er kennt das Klaffen Reinekes bei großer Kälte ſo gut wie den Pfauenruf des roten Räubers in der Ranzzeit. Und daß derſelbe das Licht ſcheut, wenn er angeregt iſt, davon hat ſich Naz ſchon des öfteren mit Verluſt eines Haderls überzeugt. Und erſt die trüben Erfahrungen, die man mit dem Eiſenlegen durchzumachen hat! Schon oft hat Nazl geglaubt, ſchlauer als der Rotrock zu ſein; aber das entblößte Eiſen bewies ihm ſtets, daß Reineke dem Fallenſteller über iſt. Und das bei eminenter Verwittrung, die ſo vorzüglich im Rezept iſt, daß der Oberförſter

ſelber ins Eiſen gehen müßte, wenn er eben ein Fuchs wäre.

Seit der letzten Ranzzeit hat Naz nicht den geringſten Erfolg erzielt und braucht gerade jetzt hölliſch notwendig eine Hand voll kaiſerlicher Guldenzettel. Weniger für ſeinen eigenen Gebrauch, als für ſeine Leni, eine ſtramme Bauerndirn, die nichts mehr von ihm wiſſen will, ſo er ihr nicht jetzt zur Frühlingszeit einen neuen Rock und ein ſeidenes „Fürta“ (Schurz) kauft. Woher aber Geld nehmen, wenn nicht ſtehlen? Selbſt das letztere iſt nicht möglich, weil Geldſtehlen bei einem Tiroler Bauern auch unmöglich iſt. Ein paar Abwurfſtangen hätte er zwar zum Verſilbern, aber natürlich kommt dann, wenn der Menſch Geld braucht, ſicher kein Geweihkäufer in die Berge. Die benötigten fünf Haderln muß alſo, es geht nicht anders, das Geſchlecht der Reineke beſchaffen.

Nazl läuft ſein Revier ab wie winnig (wütend) und revidiert mit peinlichſter Sorgfalt jeden Fuchsbau. Sein Dackl hilft ihm dabei, derſelbe Hund, von dem der „liebe“ Oberförſter zu ſagen pflegt, „Waldl“ wäre zehnmal geſcheiter als ſein Herr. Am Triſtenkopf hat Nazl, wie er ſelber ſagt, „Glück“

und findet einen Bau befahren. Der Leni iſt das „Fürta“ jetzt ſicher. Alſo anſitzen im guten Wind und warten!

Still wird es im Bergwald; wie zagend ſäuſelt es durch das Geäſt, die Raben ſind verſtummt, die Sonne iſt hinter die Berge geſunken, und den Naz überkommen Gedanken. Der neue Weiberkittel ſitzt ihm zu Kopf und eine ſilberne Halskette dazu, die nicht ohne wäre zur Steigerung der Sympathien für ihn bei der bockbeinigen Leni. Das verdammte Geld im Beutel anderer!

Naz und „Waldl“ müſſen ruhig geſeſſen haben; vorn fährt Jungreineke aus der Röhre und ſchüttelt ſich. Anbacken, Zuſammenſchauen, Dampfmachen! Donnernd erweckt der Schuß vielfaches Echo in den Bergen. „Ein Haberl hätten wir“, ſagt Naz, und ſchlägt Jungreineke um den nächſten Kiefernſtamm. Dann muß „Waldl“ in den Bau, das zweite Haberl in Fuchsgeſtalt zu holen. Ja, „Glück“ muß der Jäger haben! „Waldl“ bringt richtig ein zweites Füchslein, und noch dazu lebend heraus. Nun heißt es aber ſchlau ſein, ſchlauer als die Fähe, die offenbar auf Raub abweſend iſt. Naz bringt den toten wie den gebundenen leben-

den Jungfuchs im Schnerfer unter und eilt heim in mächtigen Sprüngen. Das Eisen noch heute zu legen, ist es leider zu spät; aber morgen in grauer Dämmerung soll die Fähe daran glauben, daß der Fuchsnaz doch nicht so dumm ist, wie der Oberförster glaubt.

In seiner Diensthütte angekommen, sperrt Naz das lebende Füchslein in eine leere Hühnersteige und wirft den toten Reineke in den kleinen Flaschenkeller zur späteren Abholung, wenn er nämlich die ganze Familie bei einander hat. Dann wird beim Scheine des Talglichtes ein Kistchen zur besonderen Kirrung hergerichtet. Nazl kalkuliert also: Wenn er in einem oben vergitterten Kistchen den jungen Fuchs einstellt und dieses dann an den Bau steckt, fährt die von außen kommende Fähe unzweifelhaft ein, passiert das Eisen, und der Balg ist sein, i. e. das dritte Haderl. Vielleicht kriegt er dann auch noch den Rüden dazu, was dann vier Gulden bedeuten würde.

Bei Tagesgrauen muß Jungreineke in das mit Holzstäben vergitterte Kirrungskistchen, das Naz nebst dem Eisen in den Schnerfer steckt; dann wandert er mit Bergstock und Büchsflinte in den nisselnden Morgen hinaus.

Mit großer Sorgfalt ſchiebt Naz das Kirrungskiſtl mit dem lebenden Füchslein an die Einfahrtsröhre des Fuchsbaues, bringt das Eiſen unter und ſtellt es fängiſch. Es zu verdecken, dünkt Naz überflüſſig; denn die Seher der Fähe werden doch bloß auf den jungen Fuchs im Kiſtl gerichtet ſein, zumal die vergitterte Seite obenauf ſteht. Da braucht es keine Fangbrocken, kein Verdecken und kein Verwittern, das eigene Junge iſt die ſicherſte Kirrung. Felſenfeſt von der Richtigkeit ſeiner Berechnung überzeugt, trollt Naz weiter und abſolviert den vorgeſchriebenen Dienſtgang durch das buckelige Revier. Den ganzen Tag über freut ſich Naz über ſeine Pfiffigkeit, und das Gefühl ſeiner Fuchsüberlegenheit ſteigert ſich gegen

Abend derart, daß er gegen alle Gewohnheit die Dienſthütte eines benachbarten Kollegen aufſucht. Er muß ſich über den intereſſanten Fall ausſprechen, und um dieſer Ausſprache willen macht er gern den beſchwerlichen Marſch über das Joch.

„So, ſo!“ Mehr ſagte der Jagdgehilfe Xaverl nicht und verbiß das Lachen. Und morgen früh mitzugehen, iſt Xaverl natürlich bereit. So was ſieht man ja nicht alle Tage, und der Rarität des Vorfalles willen „wichſt“ Xaverl mit Vergnügen ein Flaſcherl Enzian auf. Warum aber Nazl das Eiſen nicht verdeckt und 's „Aufg'richt“ verwittert hat? das fragte Xaverl doch noch.

„O mei', biſcht du dumm! Die Füchſ' ſan decht (doch) koani Eiſenſchmied', die 's Eiſen kennen!“

„Ja ſo!“ Sell iſcht freili was anderes!“

„Und d' Hauptſach' iſcht decht 's Junge, ſelles zieahgt die Mutteraugen an, beſſer wie a alter Harung!“

„Ja, Nazl, du biſcht woltern a grundg'ſcheites Maundl!“

„Weilſt es nur endlich einſiechſt!“

Dann legte Naz ſich auf die Ofenbank, und Xaverl kroch in ſeinen Kreiſter (Bett).

Am anderen Morgen fanden die beiden Jagdgehilfen wohl das matt gewordene Füchslein noch im Kiſtchen, aber keine Fähe im Eiſen.

„Heunt hat 's amal fehlg'ſchlagen!“ meint Naz.

Xaverl, dem es ganz fürchterlich um die Mundwinkel zuckte, tröſtete, denn alle Tag' ſei nicht Fangtag!

Dann ging jeder ſeines Weges.

Auslaſſen darf er jetzt nimmer, ſo viel iſt ſich Nazl klar; kommen muß das Malefizviech von einer Füchſin ja doch einmal, alſo heißt es bloß fleißig nachſchauen.

Gegen Abend ſteigt Nazl alſo wieder den Triſtenkopf an, wiewohl es wie mit Schaffeln herunterſchüttet, und die Bergwaſſer brauſend herniederſtürzen. Nazl wird bis auf die Haut naß, aber unentwegt ſteigt er aufwärts.

Die hochgehenden Gamſerln ſteineln, Nazl muß aufpaſſen, daß er nicht abgehendes, luſtig hüpfendes Geröll an ſein kluges Köpferl bekommt, denn ein Steinderl braucht juſt nicht übermäßig groß zu ſein, um einen Tiroler Schädel einzuſchlagen.

„Regn' nur zua, Peterl!" denkt Nazl und marſchiert weiter, bis er endlich zum Fuchsbau kommt.

Wieder nichts im Eiſen! Kruzitürken! Aber was iſt das? Auf dem Gitter des Kirrungskiſtels liegt eine Abwurfſtange eines Zehnender-hirſches.

Himmelmillionen! Was bedeutet das? Wie kommt die Stange auf das Kiſtel? Und das Füchſel iſt krepiert!

„Ha, ich hab's!" Die ſchlaue Fähe ging zwar nicht ins Eiſen, aber füttern wollte ſie ihr Junges und ſchleppte daher die Geweihſtange zum Nagen in den Bau. Weil das Füchslein aber nicht heraus konnte, mußte es trotz der Stange verhungern. Da ſchau einer einmal, wie geſcheit ſo eine Füchſin iſt! Alſo kalkulierte der Fuchsnaz, packte die Stange und das Kiſtl mit dem krepierten Fuchs in den Ruckſack und ging im ſtrömenden Regen heim.

Mit nicht geringer Spannung ſah der Oberförſter dem nächſten Rapport ſeines Jagdgehilfen Nazl entgegen. Wußte er doch bereits vom Jäger Xaver, daß dieſer die Abwurfſtange auf das Kirrungskiſtl gelegt hat. Pflichtgemäß kommt Nazl am feſtgeſetzten Tag zum Rapport und liefert die

Füchslein ab. Auf Befehl des mühſam das Lachen verbeißenden Oberförſters erzählt Nazl mit epiſcher Breite und viel Behagen das ganze Abenteuer und beklagt nur das eine, daß ihn die ſchlaue Fähe um den dritten Gulden gebracht habe.

„Wieſo den dritten Gulden?“ fragt der Oberförſter.

„Na ja, Herr Jagdleiter, für die zwei Jungfüchſ' zwei Gulden, und der dritte Einſer iſt futſch.“

„A ſo meinſt, Nazl! Da biſt aber irrig dran, die Jagdleitung zahlt wohl für ausgewachſene Füchſ' pro Stück einen Gulden, für junge aber bloß die Hälfte. Und weil du eh' (ohnehin) im Vorſchuß biſt, kriegſt jetzt auch den Gulden für die zwei abgelieferten Jungfüchſ' noch nicht, bis alles gedeckt iſt.“

Nazl ließ den Kopf hängen, jetzt iſt alles aus, und die Leni ihm verloren.

Der Oberförſter aber kann ſich nicht mehr halten, er ſchüttelt ſich vor Lachen. Und weil der Naz ſich ſo ſchlau benommen, ſchenkt er ihm ein Haderl. Eine ihre Jungen mit Geweihſtangen fütternde Fähe iſt unſtreitig einen Gulden wert.

Auf zehn Meilen im Umkreiſe lachen die Jäger heute noch über den Genieſtreich des Jagdgehilfen Fuchsnazl.

Ä — o — a!

Daß der Schuſter beim Leiſten bleiben ſoll, haben die alten Römer ſchon behauptet, und daß ſich ein Krämer hinter dem Ladentiſch beſſer ausnimmt als mit der Kugelbüchſe im Wald, dies iſt des Forſtmeiſters unerſchütterliche Anſicht. Wie es aber manchmal ſchon etwas verkehrt zugeht in der Welt, ſo glühte in des Krämers Bruſt ein heißer Jagdeifer. Nicht die heilige Liebe zu St. Hubertus und ſeinen Schützlingen, keine Hegefrömmigkeit, kein wahres Verſtändnis für die höchſte Gunſt, die Diana dem treuen Jäger ſchenkt, es iſt eher eine Schießwut zu nennen, was den Krämer zur Flinte greifen und in den Wald rennen heiſcht. So ziemlich die unumgänglich nötigen Vorbedingungen hat der Krämer erfüllt, die Jagdkarte ſteckt in der Taſche, die Jagderlaubnis hat er zum Erſtaunen aller Waid-

gerechten auch erhalten, fix ausgerüstet erscheint er am Rendezvousplatze.

Dem Forstmeister wird es beim Anblick dieses Wirtshausjägers und Salontirolers grün und gelb vor den Augen, mit Mühe schluckt er einen kräftigen Fluch hinunter. Was nur dem Jagdherrn eingefallen sein muß, dem Krämer die Erlaubnis zu einem Jagdgang auf einen Brunfthirsch zu geben! Und was allem seit Jahrhunderten Dagewesenen die Krone aufsetzt, der Krämer hat einen allerdings unbewaffneten Freund als Zeugen seiner bevorstehenden Waidmannsheldenthaten mitgebracht, und diese beiden Herren (Hanswursten nannte der Förster sie in Gedanken) sollen jetzt auf einen Hochgeweihten geführt werden. Gottlob hat der Jagdherr noch so viel Hirn im Kopf gehabt, daß er nicht verlangte, der Forstmeister selbst solle den Aasjäger ins Revier bringen. Einer der Jagdgehilfen ist daher mit der undankbaren Aufgabe betraut worden.

Am Treffpunkt findet sich der Forstmeister aber doch ein, um den vertrackten Krämer noch vor Abgang ins Gebet zu nehmen.

„Also mein lieber Herr Mayer (der Krämer hieß noch dazu Mayer!), da Sie noch nie auf einen

Hirſch gegangen ſind, ſo ſage ich Ihnen: Vorſichtig ſein! Es iſt ſchon mancher Aasjäger von einem vergrämten Hochgeweihten geforkelt worden. Haben Sie eine Ahnung vom Brunfthirſch?“

„Von was?“ fragte verdutzt der Krämer.

„Hm, dacht' ich's doch! Alſo geben Sie acht! Wenn Sie einen vollen, dröhnenden Orgelton im Walde hören, ſo aus voller Kehle „Ä—o—a“ bezwingend, verlangend, trotzig und kühn, dann gilt es! Und nicht ſchießen außer aufs Blatt! Adjes!“

Dem Hanswurſten im Jägerkleide ein Waidmannsheil zu wünſchen, brachte der Forſtmeiſter nicht über ſein Herz, die Worte blieben in der Kehle ſtecken. Ganz wirr im Kopf über dieſe feierliche Anrede und Mahnung ſchlich der Krämer mit ſeinem Zeugen hinter dem Jagdgehilfen zu Holz.

Zu kurios, was der Förſter da ſagte von Orgelton und trotziger Kehle. Er kannte den Schullehrer doch ſchon lange, aber er hat ihn noch nie Ä—o—a ſingen und orgeln hören. Ein Orgelton im Walde, dem man aufs Blatt ſchießen ſoll, und den Hirſch ſoll man laufen laſſen! Was doch das vermaledeite Jägerlatein anfangs der Jägerei für Schwierigkeiten bietet! Am liebſten hätte der Krämer den Jagdgehilfen gefragt, was denn der Forſtmeiſter gemeint, aber des Zeugen wegen mag er ſich kein geiſtiges und jagdliches Armutszeugnis ausſtellen. Eines ſteht für ihn feſt, den Ausruf des Forſtmeiſters: Ä — o — a! muß er ſich gut merken, um dieſen Ruf dreht ſich offenbar alles. Eine kurioſe Zuſammenſtellung — Ä — o — a! Warum denn nicht das viel leichter auszuſprechende A — o — ä? Was doch die Berufsjäger für Faxen machen! Und dann die dumme Vorſchrift, nur mit der Kugel zu ſchießen, wo eine ſtarke Ladung Poſten viel ſicherer wirken würde! Der Krämer hat ſeine Büchſe erſt einmal eingeſchoſſen, aber der eine Schuß hinterließ ein ſakriſches Andenken an der Backe. Merkwürdig, wie ſo ein Kugelgewehr ſchlägt und hölliſch kracht! Wenn's

nicht g'rad ſein muß, wird Herr Mayer lieber gar nicht ſchießen. — —

Die Hauptſache iſt ja doch bloß, dabei geweſen zu ſein und am Abendſtammtiſch verkünden zu können: „Ich war auf der Hirſchjagd!“

Still ſchreitet der Jäger durch den ſich verfärbenden Wald im abendlichen Halbdunkel, das geiſterhaft die ſtille Landſchaft umfängt. Nebel ſteigen auf von der Thalſohle und vom emſig murmelnden Bergbach. Unwillkürlich dämpfen auch die Begleiter des Revierjägers ihre Schritte. Wie ſeltſam es wird um dieſe Stunde im heiligen Wald! Still und doch merkbar huſchen die Schatten durch den Forſt, und dort an der Blöße tritt das edle Wild heraus zur Äſung. Kahlwild zieht vertraut am Saume hin, da und dort einen Leckerbiſſen wegrupfend, dann wieder ſichernd.

Der Jäger traut ſeinen „Herren“ nicht, er dreht ſich um und legt den Zeigefinger auf den Mund.

„Horch! Ein kurzes Tränzen — dann ein langgezogener Ruf, Schrei auf Schrei durch die Waldesruhe, wie Schlag auf Schlag, dann kracht und bricht es im Dunkel des Beſtandes, der Edle in voller Wut ſtürmt herbei, den Eindringling abzu-

kämpfen, ſein Gattenrecht als Platzhirſch ſich zu wahren in ritterlichem Kampfe. Hart geraten die Hochgeweihten aneinander, ſchiebend, ſtoßend, wuchtig praſſeln die Stangen, Geweih an Geweih, Schlag auf Schlag. Puſtend ſtrömt der heiße Atem aus dem Äſer, der Gegner weicht, er wendet und geht in hoher Flucht vom Plan.

Der Sieger aber tritt mit hochgehobenem Kopf auf die Blöße, wo das Mutterwild des Kampfes Ausgang erwartete und nun ängſtlich ſtutzend des nahenden Gebieters harrt. Und mächtig ſchallt es durch den Forſt: Ä — o — a!

Der Krämer, der zitternd vor Angſt und Aufregung, daß der ſchauerliche Hirſch ihn anfallen könnte, ſich hinter dem Jäger deckte, wird durch den ſeltſamen Ruf „Ä — o — a“ um den Reſt ſeines Verſtandes gebracht. Wie ein Blitz durchzuckt ihn der Gedanke, daß der Forſtmeiſter ja ſo ſonderbar Ä — o — a! gerufen habe. Kein Zweifel, der Forſtmeiſter iſt in der Nähe, um gleichfalls des Hirſches anſichtig zu werden, und der Krämer, erfreut, dem Förſter gefällig ſein zu können, ruft in den kirchenſtillen Wald angeſichts des Brunfthirſches und ſeiner Damen: „Daher, Herr Forſtmeiſter! Ä — o

— a! Da ſteht der Hirſch!“ Ein momentanes Stutzen, und brechend geht das Hochwild flüchtig. Den Jagdgehilfen hat es umgeriſſen, und mit beiden Händen hält er ſich die Seiten, um nicht zu berſten.

Herr Mayer iſt nie wieder auf einen Hirſch gegangen, und bitter bereute er, einen Zeugen auf ſeinem erſten Gange mitgenommen zu haben.

Wiewohl er tags darauf die ganze Jagdausrüſtung verkaufte und den Schwur leiſtete, das grüne Revier lebenslang zu meiden, ſo konnte er doch nicht hindern, daß er nicht mehr Herr Mayer, ſondern Herr Ä — o — a! genannt wurde.

Der elektriſche Gamsbock.

In das einſame Bergdorf, an deſſen Ende der Revierjäger Seppl ſeine Behauſung hat, iſt der alte Jagdleiter Hirſchnagl gekommen, um mit dem Jagdperſonale das Nähere zu beſprechen; denn der gnädige Jagdherr hat ſich auf einen Bartgams anſagen laſſen. Über den Jagdleiter und die Gehilfen kann der Herr befehlen und verfügen, aber übers Wetter in der Brunftzeit gebietet ein anderer. Die höhere Macht lernte der Jagdleiter ſofort beim Verlaſſen des Bahnzuges kennen; denn auf der kleinen Bahnſtation fehlte das beſtellte Fuhrwerk, und nur der Poſthansl nahm den ausgeſtiegenen Jagdleiter in Empfang. Ob der Hansl ihn wohl im Poſtbeutel zum Dorfe hinaustragen werde, ſchnauzte der gründlich ob ſolcher Schlamperei erboſte Jagdleiter den Poſtboten an, und ſchlagfertig meinte der Hansl:

„Wenn S' Platz drin haben, ſchon!“ Glücklicherweiſe unterſteht die Poſt nicht der jagdlichen Kompetenz, ſonſt hätte die boshafte Antwort dem Hansl ſicherlich etwas Handgreifliches eingetragen. Den Grund, warum des beſtellte Fuhrwerk nicht an der Station wartete, lernte der Jagdleiter bald genug einſehen. Der Weg aufwärts iſt einfach weder für Räderfuhrwerk noch für den Schlitten fahrbar, für die Achſe war Eis und Schnee zu reichlich, dabei das Geleiſe ſchrecklich ausgefahren, und für den Schlitten erweiſt ſich die mit Erdmuhren verwiſchte Schneebahn ungenügend, dazu träufelt das himmliſche Naß, vom Föhn gepeitſcht, hernieder und verwandelt das Sträßlein in einen abſcheulichen Sumpf. Die Bergkuppen ſind in dichten Nebel gehüllt, ein graues Chaos oben, ein klebrig, glitſchig, naßes Durcheinander herunten; der Regen frißt den Schnee, ſeine Lauge nagt gierig am Grundeis, und friſches Schneegeflock, das zeitweilig den Regenſchauer mit fröhlichem Gewirbel unterbricht, erhöht die Annehmlichkeit einer Straßenwanderung im Gebirge zur Novemberzeit. Wo das Sträßlein ſtärker anſteigt, hat das Waſſer Erdreich und Schnee abgeſchwemmt, und das blankgefegte Eis blinkt entgegen. Der den

Poſtverkehr zwiſchen dem Dorfe und der Bahnſtation vermittelnde Poſtknecht ſtößt ſich an ſolchen Thalgletſchern nicht weiter, denn ſeine wuchtigen Bergſchuhe tragen die ſcharfen Zacken kleiner Steigeiſen, die knirſchend eingreifen und den Hansl gefahrlos über die glatte Fläche bringen. Die richtigen Bergſchuhe trägt zwar der nachhatſchende arg vergrämte Jagdleiter auch; aber deren Nägel greifen nicht ins Eis und erhöhen bloß die Rutſchbarkeit des Wanderers. Fluchend liegt denn auch Hirſchnagl bereits an der erſten jähen Steigung auf dem Eiſe, alle Viere in das naſſe Gemiſch von Schnee, Schlamm und Eisbrocken ſtreckend. So geht es entſchieden nicht weiter, und der alte Brummbär nimmt daher den Berg direkt durch den Schneehang aufwärts. Ein hölliſches Anſteigen in die vom Regen zuſammengedrückte harſtige Schneedecke, das braven Schweiß koſtet, aber es geht doch beſſer im Waten als auf dem blanken Straßeneis.

Im Dorfe, das im veritablen Schneeſturm ſich anſieht, als hätte jedes Haus eine Schlafmütze über die Ohren gezogen, gähnt Öde und Langeweile aus der einzigen Gaſſe: kein Menſch, kein Tier iſt ſichtbar, nur ein kleiner See an Stelle der Straße

gurgelt dem Ankommenden entgegen. Abzugsgräben gibt es nicht; die Straßenregulierung wird der liebe Gott ſchon ſelber beſorgen, wenn es Zeit iſt, denken die Dörfler und patſchen durch den Dorfſumpf, wenn ſie müſſen. Wer aber nicht hinaus muß, der bleibt hübſch beim warmen Ofen.

Die liebenswürdigſten Äußerungen ſind es nicht, die der Jagdleiter bei Durchquerung des Höllenſumpfes über die Lumpen, die die Straße nicht reinhalten, auf der Zunge hat. Endlich aber erreicht er doch das Wirtshaus zur „Poſt“ und nimmt den gewohnten Wechſel zum Honoratiorenſtübchen. Die Thüre iſt verſchloſſen, alles Drücken an der roſtigen Klinke iſt vergebens. O du —! flucht der alte Hirſchnagl und ſchnürt im Zwangwechſel zur allgemeinen Stube, die zur Winterszeit erſparnishalber allein geheizt und dem Beſuche geöffnet iſt. Puh! welch' infame Luft ſtrömt dem Eintretenden entgegen. Muffig duftet es von Bier und Küchendampf, ſchauerlich riecht der Bauernkanaſter, dicke Rauchwolken liegen in halber Zimmerhöhe, eine Witterung, die den an friſche Waldesluft gewöhnten Waidmann zum Huſten reizt und den Teufel ſelbſt veranlaſſen könnte zu entfliehen, der doch an ſchlechte

Luft von jeher gewöhnt ist. Was will aber der Jagdleiter machen? Beim Jagdgehilfen, der obendrein droben im Revier sein wird, kann er nicht bleiben, auf der Straße auch nicht, und sich in ein ungeheiztes Zimmer zurückziehen — das geht vor Schlafenszeit auch nicht. Warum aber das krummläufige Scheusal von einem Wirt das Extrastübchen nicht heizt und anständigen Leuten einen halbwegs anständigen Aufenthaltsort gewährt, das möchte Hirschnagl wirklich wissen.

„Ja, Gnaden Herr Jagdleiter, unsereins kriegt halt 's Holz nicht g'schenkt wie andere Leut' und stehlen kann man heutzutage auch nicht gehen," erwiderte der Wirt, zugleich fragend, ob „a Halbi" angenehm sei. „Und wer kommt denn am helllichten Tag von die besseren Herren? He? Der Herr Pfarrer geht nicht aus, die Forstner kommen bloß am Samstag, die Jaager haben eh' (ohnehin) nie ein Geld, und dem Lehrer leidet's nix, für wem soll ich also 's Extrastüberl hoatzen?"

„Mach keine Sprüch', Teixelswirt!" donnert der fuchtige Hirschnagl, „gib halt in Gott'snamen a Halbi her und schick zum Jaagerseppl fragen, wann er heimkommt!" Dann musterte Hirschnagl

die paar „lumpigen Gäſte“ in der qualmigen, dämmerigen Wirtsſtube. Hinten am Ofentiſch ſitzt ein Handwerksburſch' vor einem Glaſe Bier und ein Holzer bei einem Stamperl Schnaps, wortlos, den ſtieren Blick auf den neuen brummigen Gaſt gerichtet, indes die Kellnerin die Bierfilzel auf dem Ofenſims unterſucht, ob ſie wohl ſchon trocken ſind.

Verdammt langweilige Wirtſchaft! denkt ſich Hirſchnagl und ſtopft die Pfeife, auf daß er einen anderen Geruch in die Naſe bekommt; denn die geſchmierten und naßgewordenen Schuhe duften immer ſtärker, die Bierfilzel ſtrömen, je trockener ſie werden, einen deſto intenſiveren Odeur aus, und das auf dem ſchmierigen Boden der Wirtsſtube verdunſtende Schneewaſſer verbeſſert die Zimmerluft auch nicht gerade. Draußen wirbeln die großen Flocken durcheinander, und Abendſchatten umfangen das ſchläfrige, einſame Dorf. Vom Kirchturm tönt die Abendglocke und verkündet das Ende des kurzen Tages. Dann wird, weil man die Naſe vor dem Auge nicht mehr ſieht, die einzige Erdöllampe endlich angezündet, ein trübglotzendes Licht mit ſchwachem Schein, das kaum zur Hälfte die Stube erhellt. Dafür duftet das Petroleum lieblich durchs Zimmer. „Guten Abend!“

wünſcht die Kellnerin und zieht die roten Vorhänge vor die kleinen Fenſterſcheiben.

Wieviel Strafhalbe von dem Plempel (euphemiſtiſch Bier genannt) wohl noch getrunken werden müſſen, möchte Hirſchnagl von der Kellnerin wiſſen.

„Is 's 'leicht nöt guat?“ fragt das naive Bergkind, „'s is do erſt am Montag an'zapft word'n . . .“

„Und heut' iſt bereits Freitag, Kreuz und Lanzenſtecher! Diana, du ſtrafſt deinen Getreuen hart und unverdient!“

Die Getränkeausſichten ſind alſo nicht die beſten; dafür wird es bei der abendlichen Atzung umſomehr hapern.

„Was gibt's denn nachher zum Eſſen?“

„Eier, Oar, a Eierſpeiſ', Ochſenaugen *) und an' Schmarrn, wenn S' mögen, Herr Jagdleiter!“

„Was? Iſt das ein Eſſen für ein Poſtwirtshaus?“

---

*) Eier, hochdeutſch ausgeſprochen, bedeuten weichgeſottene Eier; Oar, dialektiſch ausgeſprochen, ſind hartgeſottene Eier; Eierſpeiſe = eingeſchlagene Eier in heißem Fett geröſtet; Ochſenaugen = aufgeſchlagenes Ei, das nicht zerfließen darf und als ganzes in heißem Fett herausgeſchmort wird in einem eigenen Modell.

„Wird an einem Freitag wohl nirgends anders sein!“

„Hol der Kuckuck den Fasttag!“ Der gute Hirschnagl hat sich auf ein Bauerng'selchts mit Kraut gefreut und auch den Fasttag vergessen; kein Wunder, daß seine Stimmung immer ärgerlicher wird! Und da eben der Handwerksbursch' und der Holzknecht die Stube verlassen, so kann der grimmig vergrämte Alte seinem Ärger der Kellnerin gegenüber vollends Luft machen; aber geändert wird an der Thatsache nichts: Freitag bleibt Fasttag im Gebirg, und im Grunde genommen ist das nichts Schreckliches, der Jagdleiter hält den Fasttag ja selber zu Hause. Aber es bleibt ärgerlich, wenn man meint, es sei Samstag, der Tag, an dem es geräuchertes Schweinefleisch mit Sauerkraut gibt, und derweil ist man um 20 Stunden in der Zeitrechnung zurück.

„Guten Abend!“ wünscht der eben eintretende Lederer des Dorfes, welcher Wildabnehmer, daher mit dem Jagdleiter sehr bekannt ist. „Wacker!“ grüßt Hirschnagl entgegen, eine kleine Anzüglichkeit für den Lederer als Feuerwehrmann, da die Feuerwehrleute von X. statt des turnerischen „Gut Heil!“ sich den Spruch „Wacker!“ als Zuruf auserkoren haben.

Gutmütig erwidert der Lederer das „Wacker", beſtellt eine Halbe und ſetzt ſich zum Jagdleiter mit der Frage, ob es Herr Hirſchnagl ſelber ſei, der bei dem Hundswetter ins Gebirg heraufgekommen ſei.

„Nein, mein Geiſt is's, der in dem Hundeneſt vegetieren muß!" brummt Hirſchnagl.

„Herr Hirſchnagl ſind wohl wegen der Jagd da?"

„Zum Keſſelflicken und Lohgerben ſicher nicht!"

„No, no, nöt gleich ſo fuchtig, Herr Jagdleiter! Kimmt wohl der Jagdherr ſelber bald?"

„Wenn das Wetter ſo anhält, wird die Brunft nicht viel heißen."

„Hat denn das Wetter ſo viel Einfluß auf die Gamsliab?"

„Auf was?"

„No ja, Herr Jagdleiter, i bin ja koa' Jaager, i mein' halt, wenn ſich die Gams gern haben, das iſt dann die Gamsliab!"

„Gamsliab! Ha! ha! ha! Jetzt gerbt der Lederer ſogar Gamsdecken und handelt mit Gamsleder und ſpricht von einer Gamsliab! Es iſt zum Krankwerden!"

„Nix für unguat, Herr Hirſchnagl, aber was woaß denn a Fremder!"

„No, a Gebirgler könnt' dengerſcht wiſſen, daß

die Gams eine Brunftzeit haben und keine Liabzeit, und daß die ſtarken Böcke im November aus einſamen Ständen zum Mutterwild ziehen! Jeſſas, gibt's doch vernagelte Leut' auf der Welt!"

„Vernagelte Leute gibt's ſchon, Herr Hirſchnagl!" meinte der Lederer etwas anzüglich.

„Will Er Himmelſakramenter geforkelt werden? Er verdammter Aasjäger, Er krummläufiger Übereinander?"

„I bitt' um Verzeihung, Herr Jagdleiter, es war nöt bös g'meint und was g'ſchoſſen wird während der Brunftzeit, i nehm's wieder zu den alten Bedingungen."

„So? Iſt ſein Glück, Lederer, ging mir g'rad noch ab, von ſolchem Kümmerer mir Bedingungen vorſchreiben zu laſſen! Er nimmt das Wild, ohne Krickel natürlich; aber für den elektriſchen Bock, wenn dieſer in der „Steinſchneid" geſchoſſen werden ſollte, muß Er das Doppelte zahlen."

„Für was für einen Bock?"

„O, o, jetzt fragt der Menſch auch noch ſo dumm! Für den elektriſchen Bock die doppelte Wildtaxe! Glaubt Er denn, Er kriegt das wertvollſte von unſerem Gamswild geſchenkt?"

Im selben Augenblick tritt der Jägerseppl ein, in dessen Gegenwart der Lederer doch nicht weiter nach dem ihm sehr kurios vorkommenden, sonderbaren Gams fragen mag.

Und da auch des Jagdleiters Ochsenaugen eben aus der Küche gebracht werden, so muß einstweilen dieser Diskurs ruhen.

Nach beendigter Mahlzeit und Inbrandsetzung der Pfeife richtet Hirschnagl das Wort an den Jagdgehilfen, ob wohl die Böcke hitzig seien und bereits die Gaisen jagen. Seppl ist mit dem der Brunft nicht gerade günstigen Wetter unzufrieden; doch behaupten sich ganz kapitale Platzböcke. Abgekämpft ist erst einer und glücklicherweise ohne besonderen Schaden. „Und wo steht denn jetzt der elektrische Bock?“ fragt Hirschnagl.

Seppls Nasenflügel zittern windend, doch unverändert bleiben seine Gesichtszüge.

„Der steht noch am Latschenkopf allein, er wird wohl eher würfig als brunftig.“

„Mit Verlaub!“ platzt der Lederer in die Unterhaltung, seine Neugierde läßt sich nicht mehr bändigen: „Mit Verlaub! Was is denn a würfiger, brunftiger elektrischer Bock eigentlich?“

Ohne die Frage des Lederers zu beachten, wendet ſich Hirſchnagl wieder an den Jagdgehilfen und gibt ihm Befehle für einen morgigen Reviergang.

Neugierig, wie der Gams ſelber, iſt nun der Lederer, der ganz darauf verſeſſen iſt, herauszubringen, was es mit dem elektriſchen Bock für eine Bewandtnis habe. Daran muß etwas ſein, denn der Bock ſoll 's Doppelte koſten; dann hat Hirſchnagl nicht geſchmunzelt, und der Jäger iſt auch ganz gelaſſen geblieben. Und dieweil die Jäger eben die Gläſer heben, interpelliert der Lederer den Jagdleiter abermals und jetzt bekommt er auch Aufklärung.

„Mein lieber Lederer! Schon der heilige Dombrowski lehrt, daß die Haare des Gemsbartes einen hohen Grad von Elektrizität enthalten, und zwar kann dieſelbe je nach dem Strich zur poſitiven oder negativen Äußerung gebracht werden. Unſer elektriſcher Bock trägt einen koloſſalen Wachler, deſſen Elektrizität ſich von Einfluß ſowohl auf ſeine Umgebung wie auch auf Wilderer und das Wetter zeigt."

Das hat der Lederer zwar nicht verſtanden, aber ein erſtauntes: „Ah!" fährt ihm doch aus dem Munde. Was es doch für Wunder in den Bergen

gibt! Und daß man einen ſolchen Bock mit gewöhnlicher Kugel ſchießen kann?

„Da biſt fein g'ſtimmt, Lederer! Der elektriſche Bock muß mit einer echt ſilbernen Kugel geſchoſſen werden.“

„Ah, o!“

„So, und nun iſt's Zeit, den Notbau zu beziehen, gute Nacht mit'nander!“

Die Kellnerin leuchtet dem Jagdleiter hinauf ins Fremdenzimmer, der Jäger drückt ſich ſchleunigſt, und ſo bleibt dem wißbegierigen Lederer nichts anderes übrig, als ebenfalls heimzutrollen.

* * *

Der gnädige Jagdherr iſt gekommen und ſofort zur Dienſthütte im Gamsgebirg aufgeſtiegen, begleitet vom Hirſchnagl und einem der Jagdgehilfen. Ein mühevoller Aufſtieg; es hat inzwiſchen etwas angezogen, und es ſteht Froſt zu erwarten. Wie die Böcke hitzig die Gaiſen treiben! Ein eifrig Minnen in den Schrofen und Karen! Durchs Hüttenfenſter hat der Jagdherr einen prächtigen Ausblick in die Wände; ſein Jägerauge ergötzt ſich an dem Werben der ſtarken Böcke. „Wo ſteht der kapitalſte Kamerad?“

„Ich bin, halten zu Gnaden, der Meinung, daß der gnädige Jagdherr den elektriſchen Bock zuerſt nehmen, auf daß der Lederer nicht länger zu warten braucht!“ Den Jagdherrn riß es ſchier um: „Was für einen Bock?“

Mit wenig Worten rapportiert Hirſchnagl das jüngſte Abendgeſpräch mit dem Lederer im Dorfe unten, und lachend ſetzt ſich der Jagdherr an den Herd, auf deſſen Platten ein luſtiges Feuer kniſtert. Ein elektriſcher Bock, nicht übel! Hahaha! Bald iſt die Abendmahlzeit bereitet; ein kräftiger Punſch

glüht in den irdenen Gefässen, die Cigarre glimmt, behagliche Wärme durchströmt die kleine Hütte. Dann aber kriecht alles in die Decken auf dem Heu.

Der Wunsch des Jagdleiters ist in Erfüllung gegangen; der Herr hatte in der That einen „guten Anblick", und seine sichere Kugel holte aus dem „Graffl" von Kitzgaisen und Jährlingen einen kapitalen Bock mit mächtigem Wachler. Ob es der elektrische ist?

Das Freudengefühl beim Anblick des schlegelnden Bockes ist mit einem elektrischen Strom, der den Körper des glücklichen Jägers durchzuckt, schon vergleichbar.

„Er ist es schon!" versicherte Hirschnagl eifrig. Der Seppl sägt das kapitale Krickel aus der Schale, die Siegestrophäe des ersten Tages, und aus dem Wachler wird zunächst provisorisch ein mächtiger Gamsbart für den Jagdherrn gemacht. Waidmannsheil für das weitere edle Waidwerk!

Den elektrischen Bock trägt ein Jagdgehilfe durch die Eis- und Schneewelt hinunter ins Dorf zum Lederer.

In seiner Stube eingeschlossen, betrachtet der Lederer mit Mißtrauen und Ehrfurcht den myste-

riöſen und ob der doppelten Taxe teuren Gamsbock. 'Was Beſonderes iſt nicht an ihm zu erblicken: ein ſtarker, ja, wie man zu ſagen pflegt, ein Fetzenbock, noch nicht abgebrunftet; der Wachler ganz koloſſal, wiewohl eine Fauſt voll Barthaare ihm entnommen iſt. Wie hat Hirſchnagl doch geſagt? Die Haare entwickeln etwas politures und negotiantes Elektriſches? Der Lederer ſtreicht an den Haaren, aber es leuchtet nichts Elektriſches in der dämmerigen Kammer. Das Mißtrauen wächſt. Die Jäger ſind allerwegen zu ſchlechten Witzen bereit! Alſo wo ſteckt in dem Malefizbock das Elektriſche? Hm! Jeſſes ja! Der Hirſchnagl hat ja von einer ſilbernen Kugel geredet. Wenn dieſe der Lederer findet, dann iſt der Bock nicht zu teuer. Die Kugel hat erſtens Silberwert, und zweitens — hm! — könnte man mit ihr auch einmal verſuchen — hm! — ſo einen Fetzenbock herabzuholen, ganz im geheimen natürlich. Um die ſilberne Kugel aber zu bekommen, wird der Bock wohl zerwirkt werden müſſen, von Verkaufen kann daher keine Rede ſein. Das Opfer iſt groß, aber wenn die Silberkugel gefunden wird, nicht zu groß. Und der Lederer macht ſich bei Lampenſchein ſofort an die Arbeit.

* * *

Der Jagdherr iſt wieder fort; vier ſtarke Gamsböcke ſind von ihm geſtreckt und beim Lederer abgeliefert worden. Der Jagdleiter kommt nach beendigter Jagd ſelber ins Dorf, um zu hören, was denn der Lederer mit dem elektriſchen Bock angefangen habe.

Der Empfang beim Lederer war nicht der freundlichſte. Zum Narrenhalten ſoll Herr Hirſchnagl ſich einen anderen dummen Kerl ausſuchen!

„Oho! Warum denn?“

„Der geſchickte Bock iſt erſtens gar nicht elektriſch — —“

„Und zweitens? He?“

Der Lederer ſchweigt plötzlich im Gefühle, eine Dummheit begangen zu haben.

„Na, heraus mit der Sprache, Er Obergauner! Was iſt zweitens nicht ſo, wie ich geſagt?“

„Na ja!“ ruft trotzig der Lederer, „der Bock, für den ich die doppelte Tax' nicht zahle, in aller Ewigkeit nicht, iſt auch nicht mit einer ſilbernen Kugel geſchoſſen, ein lumpeter Bleipatzen wie alle anderen auch, ös Jaagerſpitzbuben habt mich be — — —!“

„Halt, Bürſcherl! Das ſilberne Kügerl hätt' Er

gern mögen, so so! Und nicht wegen dem Silberwert allein, gel' Lump, die Sympathiekugel hätt' Er wollen zum Selberschießen!"

Bei dieser Anklage, die so urplötzlich erfolgte, zuckte der Lederer zusammen. Der Jagdleiter aber schickte rasch einen just vorbeilaufenden Buben um die Gendarmerie und nahm unter deren Assistenz bei dem immer verdächtiger werdenden Lederer eine Revision der Gamsdecken vor, an die sich eine regelrechte Hausdurchsuchung anschloß. Auf das Resultat war Hirschnagl selber nicht gefaßt; die Zahl der von der Jagdleitung gelieferten und bezahlten Wilddecken stimmte nicht; denn der Lederer hatte die dreifach größere Menge liegen, obwohl im ganzen Bezirk niemand Wilddecken zu liefern berechtigt ist, und außer den vier Gamsböcken von der jüngsten Lieferung durch die Jagdleitung wurde im Keller anderes Wild noch mit der Schlinge um den Hals gefunden. Der Hehler en gros war ertappt durch die silberne Kugel des elektrischen Gamsbockes. Einen Witz wollte der Jagdleiter mit dem sich einfältig zeigenden Lederer machen, der Witz wuchs sich prachtvoll zur Eruierung des lange vergeblich gesuchten Wildhehlers aus. Hochbefrie-

digt konnte Hirſchnagl das Dorf wieder verlaſſen und zwar auf prächtiger Schlittenbahn. Die Geſchichte war doch nicht ſo ohne mit dem elektriſchen Gamsbock!

Das Waldhahnzüngel.

Einer der letzten Einödhöfe am Hang des gigantiſchen Edelweißlahner-Kopfes, ſchier in ſchwindelnder Höhe von dem Thalſträßlein aus gelegen, iſt das einſame Heim des Reißjägers Oſſinger, der als Ökonom das Lehen vom Jagdherrn in Pacht erhalten hat und neben der Bewirtſchaftung des kleinen Anweſens den Jagdſchutzdienſt im Bergrevière verrichtet. Sein junges Weib beſorgt das kleine Hausweſen und mit einer Dirn die Ökonomie; Oſſinger ſelbſt iſt halb Bauer, halb Jäger, das letztere entſchieden mit mehr Paſſion als das erſtere.

Es war ein berechneter Kunſtgriff des Jagd- und Grundherrn, den in ſeiner Waldvergangenheit etwas anrüchigen Oſſinger ſeßhaft und zum Reißjäger zu machen, und der Plan glückte wie faſt überall, wo man die ärgſten Wilddiebe zu Jagdgehilfen und damit zu erbitterten Feinden der Wildſchützen machte.

Oſſinger, ein ſchmucker Burſch' in den dreißiger Jahren, konnte mit Kredit des Grund- und Jagdherrn ſein „Verhältnis" heiraten; im Dienſt zeigte er ſich augenblicklich ſtreng und ſcharf und lieferte raſch nacheinander abgefangene Holzknechte mit der Jagdbeute im Waldmeiſteramte ein. Lob der Jagdbehörde kollidiert immer mit dem Bauernurteil; und je mehr Anerkennung Oſſinger für ſeine Schneid' und Ausdauer im Revierdienſt auf dem Waldamt erhielt, deſto größer wurde die Feindſchaft der wildernden Bevölkerung gegen den Aushilfsjäger, der nach bäuerlicher Meinung beſſer thäte, fleißiger in der Ökonomie zu ſein und die Bäume im Walde ſtehen zu laſſen. Aber Oſſinger iſt treu im Dienſt und in freier Zeit ein fleißiger Arbeiter auf ſeinem Lehen.

Eines Tages kam der Reißjäger arg zerſchunden von der Höh' herab; klein verriſſen und verſchmiert

mit blutenden Knieen, Striemen im Geſicht und die Büchsflinte krumm gebogen. Eilig wollte Oſſinger ſeine Stube gewinnen und ſich reinigen; aber das ihn ſehnſüchtig, ſchier mit Angſt erwartende Weib kam ſofort herbei und ſchrie auf vor Schreck über dieſen Anblick. Schier ſchwarz ward der in guter Hoffnung ſtehenden Frau vor den Augen, und ſie erriet alles, bevor der Mann nur den Mund aufthun konnte: Diesmal iſt er mit dem Leben noch davongekommen, er hat einen Lumpen geſtellt, mit ihm gerungen und iſt vom Wilderer vom Felsplatt abgedrängt und ins Kar hinuntergeworfen worden!

Wohl begütigte der brave Jäger die beſorgte Gattin und ſchwächte die Epiſode nach Möglichkeit ab, aber treubeſorgte Weiberaugen blicken ſcharf. Von dieſer Stunde an blieb im Herzen des Weibes die Sorge und dieſe fraß qualvoll weiter, als ein Bübchen ins Leben kam und Oſſinger glückſtrahlender Vater ward. „A Kind, a lebendiges, wirkliches Kind, mein Kind, und a Bua aa no dazua, jeſſas ſo a Glück!“

Ein Glück, meint man im Anfang, und nach Jahr und Tag ſpricht man vom Gegenteil. Seit das kleine Weſen im Hof iſt, zeigt ſich Oſſinger wie ausgewechſelt, ſein Auf und Um gilt, ſobald

er die Büchſe weggeſtellt und die mit dem Dienſtzeichen verſehene Joppe ausgezogen hat, nur dem Büblein; er iſt Vater und Kindsmagd in aufopferndſter Weiſe und ſchleppt den gefatſchten Liebling wie eine große Puppe herum. Der Bub' muß die Dackel beſichtigen, als zukünftiger Ökonom die „Kulemuh" im Stall begrüßen; das Prachtgeweih des mit Erlaubnis ſelbſt geſtreckten Vierzehnenders, den Stolz des Reißjägers, hätte das Bubi auch zum Spielen bekommen, wenn das Wickelkind danach Verlangen hätte äußern können. „Ja, Oſſinger, biſcht denn ganz verruckt?" fragte das bleiche Weib, wenn der vor Kindesliebe toll gewordene Mann das Bübel auffatſchte, um nachzuſehen, ob den Windeln nicht etwa die Lichtputzſchere beigepackt worden iſt.

Das ging ſo fort in den Vorfrühling hinein, der mit Sturm ſich in den Bergen ankündigte. Oſſinger muß häufig zur Wildfütterung ins obere Revier; der Waldmeiſter hat ihm das regelmäßige Aufſchütten auf die Seele gebunden. Wehe ihm, wenn der Herr etwas von Fallwild hört! An Fleiß und Fürſorge, ſolange Futter vorhanden iſt, ſoll es nicht fehlen; aber eines Morgens macht

Offinger die betrübende Entdeckung, daß ein guter Zehnerhirsch fehlt.

An der Futterstelle Wild zu schießen, das bringt nur ein miserabler Schuft von einem Wilddieb fertig. Zornbebend nimmt Offinger die Fährte des Wilderers im Schnee an: sie müssen den Hirsch getragen haben bis an die Waldlichtung, von wo ein Schlittengeleise sichtbar wird. Ein Blick den Hang hinab zeigt die Richtung, welche die Diebe genommen. Offinger weiß die Heimat der Gauner, und schnell entschlossen schneidet er die Riesenkurve dadurch ab, daß er über den Steilhang, den Bergstock fest bremsend an das rechte Bein gedrückt, sausend über die Schneefläche abfährt. Und nun durchs Holz gegen den See und den Lumpen entgegen mit schußbereiter Büchse seitlich des Sträßleins, von Baum zu Baum Deckung nehmend.

Da kommen sie schon heran mit dem Schlitten. — „Halt!"

Der eine Lump zieht blitzschnell auf und läßt krachen. Im selben Augenblick gibt Offinger Feuer, gut gezielten Schrothagel auf die Wildererläufe. Zwei Schreie der Wut und des Schmerzes: beide Lumpen zeichnen im Straßenschnee, und ehe der

zweite Wilderer nach dem auf dem Schlitten liegenden Stutzen greifen kann, hageln die Bergstockhiebe Ossingers auf die Köpfe der Lumpen, daß den Burschen Hören und Sehen vergeht. Rasch konfisziert Ossinger die einläufigen Vorderladerstutzen und eskortiert die Bande samt dem mit Daxen gut verblendeten Hirsch hinaus ins Dorf zum Waldmeisteramt. Es schmerzt der lange Marsch in den angeschossenen Beinen; aber die Burschе müssen marschieren. Jede Weigerung trägt ihnen kräftige Stockhiebe ein, das beste Mittel, um störrische Bauern zum Parieren zu bringen.

Ossinger bekommt einen Riesenrüffel, daß er die Lumpen überhaupt wildern ließ, erntet aber vollen Dank für sein rasches, zielbewußtes Vorgehen, und die prompte Einlieferung der Wilderer trägt ihm eine Gratifikation in Bar ein. Die Giftblicke der eingefangenen Wildpratschützen versprechen dem Reißjäger auch eine „Belohnung" in späterer Zeit.

Vom Waldamte steigt Ossinger sofort den Edelweißlahner wieder an, um dem hungernden Wild aufzuschütten, woran er durch die Entdeckung des Frevels gehindert war. So wird es dämmerig, bis Ossinger aus dem Reviere tritt. Von der letzten

Schrofe ſieht er hinunter auf ſein Lehen, das wie ein Schwalbenneſt an den Berghang hingeklebt iſt. Weiß der Kuckuck, was heute im Lehen los iſt! Am Fenſterl neben der Hausthür brennen zwei Lichter, und am Fenſter im oberen Gaden wachelt 'was an einer Stange. Das ſind offenbar Signale für ihn, denkt Oſſinger und zieht das Spektiv hervor. Richtig ſieht er durch das Glas, daß ein Sacktüchl zum oberen Fenſter heraushängt, das Signal unter Bergjägern, daß im Hauſe Gefahr droht. Und die zwei Lichter ſind Alarmſignale infolge der eingetretenen Dämmerung. Oſſinger wußte nicht, was das Signal für ihn ſelbſt bedeuten ſollte. Ein Sacktüchl vorm Jagdhauſe heißt ſo viel, daß der heimkehrende Jäger das Haus nicht betreten ſoll; denn in demſelben lauert Gefahr und Verrat. Da dieſe Deutung auf ihn abſolut nicht zutreffen kann, ſo wird das Signal wohl Gefahr und das Gegenteil vom Fernbleiben, alſo bedeuten, daß er ſo raſch wie möglich heimkommen ſoll! Deshalb offenbar auch die brennenden Lichter als Zeichen verſchärften Alarmes!

In mächtigen Sprüngen ſetzt Oſſinger abwärts und eilt in ſein Heim. Weinend findet er ſein

Weib vor der Wiege des Bübchens, das in den Fraiſen (Eklampſie, Konvulſionen) liegt, die Händchen krampfhaft verzogen, das Geſichtchen verzerrt, ein Bild des Jammers, des nahenden Todes. Das alſo iſt die ſignaliſierte Gefahr! „Oſſinger, i bitt' di um Himmelswillen, hol beim Bergwirt ſeiner Frau die Fraisbeterln*), ſonſt ſtirbt mir der Bub unter den Händen!"

„Mei Bua ſterb'n, i lauf' ans End der Welt, wenn's eahm was nutzt!" ruft der todmüde Menſch und eilt, ohne ſeit morgens einen Biſſen gegeſſen zu haben, ſofort hinaus in die inzwiſchen eingebrochene Nacht, hinab zur Straße und auf dieſer bergeinwärts zum Wirtshaus auf der Höhe. So ſchlecht die Straße um dieſe Jahreszeit iſt, der vor Angſt um ſein Kind gefolterte Mann läuft ſie wie im trockenen Sommer. Bis die gefällige und in Volks- und Sympathiemitteln wohlerfahrene Wirtin das Schachterl ſucht, worin die Fraisbeterln

*) Fraisbeterln, eine Art von Paternoſter, (Beterln=Perlen, die beim Gebete durch die Finger rollen als Zählmittel für abſolvierte Gebetſtrophen) von alten, vom Fleiſche gereinigten Wirbelknochen einer Natter gemacht, welche im „Frauendreißiger" lebendig gefangen, in einem verſchloſſenen neuen Topf durch Hunger und Hitze getötet und dann in einen Ameiſenhaufen gelegt wurde.

ſorglich aufbewahrt ſind, kann Oſſinger raſch eine Wurſt vertilgen und ſtehend eine Maß trinken. Dann aber belehrt die Wirtin den Mann, dem Kinde, das in den Fraiſen liegt, die Natternkette ſorglich um den Hals zu hängen. In einem Schächtelchen gibt ſie ihm auch noch Natternfett zum Einreiben des Kindes mit. Sehr gut wäre, wenn der Reißjäger einer Katze den Schweif abhacken und von dem abfließenden Blut dem Kinde drei Tropfen eingeben würde! Noch beſſer wäre Taufwaſſer mit dem Blute eines ſchwarzen Gockels vermengt! Und geheimnisvoll wiſperte die erfahrene Wirtin, die im Geruche einer halben „Doktorin“ ſteht weit im Lande ringsum, dem Jäger ins Ohr: „Wenn aber alles nichts nutzt, und der Teufel dir die Seele deines armen Kindes rauben will, die Krämpfe immer ärger werden, und der Schutzengel im Kinde ſichtlich mit dem böſen Geiſte rauft, dann Oſſinger, kannſt du als Jaager dein Kind retten.“

„Wieſo i als Jaager alloan?“

„Wenn dein Kind im Sterben liegt, dann hol ſchleunigſt einen Waldhahn (Auerhahn), reiß dem erſterbenden die Zunge aus, dörre ſie, und gib dem Kinde täglich davon ein auf einem Mehlmus, trockne

und verreibe auch den Magen des Waldhahns mit den jungen Fichtensproſſen zu Pulver und laß das Kind davon eſſen! Weißt, Jaager, wie der Waldhahn tanzt und balzt und ſeinen Körper verzuckt, ſo zuckt dein Kind, und ſobald das Kind von dem Pulver von der Zunge und dem Magen des Waldhahns hat, legen ſich die Krampffraiſen, dein Kind iſt dann gerettet.“*)

„Vergelt's Gott!“ konnte der Jäger noch ſtammeln, dann trottete er, dem ganz wirr von all dem Gehörten im Kopfe wurde, hinaus in die finſtere Nacht. So raſch es der grundloſe Weg und die Finſternis erlaubt, haſtet der um das Leben ſeines Kindes bangende Mann weiter. Ein ihm begegnender patrouillierender Gendarm ruft ihm zu, ſich in acht zu nehmen; denn die heute eingelieferten Wilddiebe ſeien aus dem Dorfkotter entſprungen. Oſſinger hört es kaum. Ob die Frais-

*) Eine alte Tölzer Hebamme verordnete das Auerhahnmagenpulver lange Zeit gegen Eklampſie, wie Dr. Höfler beſtätigt. Die Kieſelkryſtalle und Steinchen im Auerhahnmagen haben gleichfalls eine volksmediziniſche Verwendung, indem ſie nach den Farben der Augen desjenigen, welcher einen zu beſeitigenden Fremdkörper im Auge hat, gewählt und unter die Lidtaſche gelegt werden, worauf der Fremdkörper herausgeht. Augenfarbe und Steinfarbe ſollen übereinſtimmen!

beterln wohl helfen werden? Der Katze wird er vorsichtshalber gleich den Schwanz abhacken, und wenn noch im Weihbrunnkessel neben der Zimmerthür etwas Weihwasser ist, dann muß heute noch der schwarze Haushahn sein Blut lassen für das arme Büberl. Keuchend erreicht Ossinger den Hof; er eilt gleich, ohne erst die nassen Bergschuhe im Flur abzulegen, in die Krankenstube; just zur rechten Zeit, denn des Kindes Fäustchen haben sich so fest im Krampfe geballt, daß der Mutter Kraft nicht ausreicht, die Fingerchen aus dem Fleische zu ziehen.

Mit einem Spreißelholz muß der Jäger den festgepreßten Mund öffnen mit voller Manneskraft und doch dabei vorsichtig, um dem armen Wurm nicht die Kinnlade zu zerschmettern und die Händchen zu zerquetschen. Und das geängstigte Weib kniet in der Ecke vor dem Gekreuzigten und fleht in Herzensangst zu Gott dem Allmächtigen: er möge das Kind am Leben erhalten aus Barmherzigkeit. Eine Wallfahrt zum Gnadenbilde der Gottesmutter gelobt das Weib: „Maria hilf! Laß mir mein Kind, du Schmerzensreiche!“

Die Fraisbeterln liegen am Halse des Kindes, aber sie helfen nichts; die Krampfanfälle werden

immer ſtärker. In Verzweiflung ſucht der geängſtigte Jäger nach der Katze; er holt den ſchwarzen Gockel: ein Schnitt des ſcharfen Knickers, heiß quillt das Blut hervor, das raſch mit den paar Tropfen Weihwaſſer vermengt und dem Kinde eingeträufelt wird.

Eine bange Schreckensnacht verbringen die Eltern am Bettchen des mit dem Tode ringenden Bübchens. Das Weib ſchluchzt herzzerbrechend, Thränenbäche entquellen ihren geröteten Augen. „Wirſt ſehen, Oſſinger, der Bub' ſtirbt uns, eh' es Tag wird!"

Salzige Zähren rinnen nun auch dem armen Manne über die Wangen.

„Sag, Vater, hat die Wirtin nicht noch ein Mittel an'geben, wenn die anderen nichts nützen?"

„Sell wohl, aber das iſt nöt möglich!"

„Was iſt nöt möglich, wenn es unſer Kind gilt?"

„Sell geht nöt, i kann koa Dieb werd'n an mein' Herrn — z'wegen an' Mittel gegen d'Froas?"

„I bitt' di um aller Heiligen willen, Mann, hol dös Mittel — was is es für ein Mittel?"

„Peinig mich nöt, Weib, es geht nöt, i derf nöt, i kann nöt; i waar ja ſchlechter, als die Lumpen, die i heunt fruah eing'liefert hab'!"

„Nenn dös Mittel, vielleicht kann's i holen?"

„Nöt mögli!"

„Wia hoaßt es?"

„Die Zung' vom Waldhahn und ſein Magen, ſagt die Wirtin."

„Wenn's hilft, und i hab' den Glauben dran, dann hol's um Jeſu Chriſti willen!"

„Weib, bedenk, i als Reißjaager, i, der's Revier ſauber halten ſoll von allem Diebsg'ſindel, i ſoll ſelber mei'm Herrn an' Hahn ſtehlen?!" —

„Was liegt an oan Hahn, wenn uns unſer Kind g'rettet wird!"

„Führ mi nöt in Verſuchung, Weib, i kann nöt, i derf nöt, Ehr' und Gewiſſen verlauben's nöt!" —

„Aber d'Liab zu dein' Kind verlangt dös Opfer! Thua's! Geh, hol den Hahn, bring die Rettung für unſern armen Buben! Der Herr wird nöt bös ſein, wenn er's ſpäter erfährt, warum du einen Waldhahn 'runter haſt; er verlaubet es g'wiß, aber du kannſt ihn nöt vorher frag'n, und wennſt nöt bald gehſt, nutzt aa dös Mittel nix mehr. Geh, Vater, geh aus Liab zu Weib und Kind; geh um Gotteswillen aus Barmherzigkeit, Gott wird dir die Sünd' verzeihen!" —

„Aber das Waldmeiſteramt nicht, i werd' mit Schimpf und Schand' vom Dienſt und Lehen g'jagt, wenn's aufkommt; und eing'ſperrt werd' i als gemeiner Wilddiab, und wenn i's thua, bin i aa nix anders als ein gemeiner Diab. O Gott, ſei barmherzig, laß mir mein Kind ohne Verbrechen!"

„Hilf dir ſelber, na' hilft dir aa unſer Herrgott! Mach weiter, ſteig an, in einer Stund is die Kugellichten da; geh' Vater, nimm einen Spritzer Weihbrunn, mach's Kreuz übers Kind und über dich ſelber, bet im Anſteigen ein Vaterunſer und ein Stoßgebetlein!" — —

„Und „Reu und Leid" kann i aa gleich machen, i woaß es, i fühl's, es geht nöt guat aus — o Gott! I a Wilddiab aus Liab zu mei'm Kind!"

Noch immer zögert der Wackere im ſchweren Ringen, im Kampfe mit ſich ſelbſt. Das Weib in Todesangſt drängt ihn immer mehr, ſie drückt ihm die Büchſe in die Hand: „Geh, Vater, in Gottes Namen, i richt' derweil 's Feuer her zum Dörren der Waldhahnzung'! Geh mit Gott!"

Die Verzweiflung im Herzen ſteigt der Arme an; er kann nicht beten. Beten auf einem Gang zum Verbrechen, zur Schändung ſeiner Dienſtehre! Das

iſt Hohn, Gott kann den nicht ſchützen, der ſeine Hilfe zur Verübung eines Verbrechens erbittet! — — — Und vor dem geiſtigen Auge des Jägers ſteigt die Geſtalt des Kindes auf mit krampfverzerrtem Geſichtchen, röchelnd — ſterbend. — —

Wie der Nachtwind ſo ſchauerlich rauſcht im Geſchröff, die Bäume ächzen; es iſt dem doch ſonſt mit dem Bergwald bei Tag und Nacht vertrauten Jäger ganz unheimlich, feſter packt er die Büchſe und ſchiebt Kugel- und Schrotpatrone in die Läufe. Zum erſtenmal ohne Berechtigung, ſeit er den Amts- und Dienſteid geſchworen.

War das nicht ein verdächtiges Steineln geweſen? Horch! Kaum möglich, liegt ja noch tiefer Schnee droben! Noch etwas weiter aufwärts gegen die Jochhöhe zu: dort weiß der Jäger einen Einſchwingbaum, doch ſicher verloſt iſt der Urhahn nicht. Wenn er nicht kommt zur Balz, der ſtolze Vogel? Dann würde der Jäger ehrlich und treu bleiben; aber ohne Hahn ſtirbt ſein Kind. — — Lautlos, mit verhaltenem Atem, ſchleicht der Jäger an — horch! — ſchon beginnt das Knappen — der Waldhahn iſt da! „O Gott, führ mich nicht in Verſuchung, erlöſe mich aus meiner Angſt und Qual!“

Horch! Zum Teufel! Iſt es nicht, wie wenn einer den Hahn anſpringen würde? Ein Lump, ein Wilddieb auf dem Balzplatz! Fieberheiß ſtrömt dem Jäger das Blut durch die Adern, von Lärche zu Lärche ſchleicht er, ſorgſam jeden Schritt prüfend durch das verſchneite Geſtrüpp. Der Hahn macht Balzmuſik, raſch näher — verflucht ſchlechtes Schußlicht! — noch ein katzenartiger Sprung hinan! Dort ſingt der liebestolle Hahn, ein unförmlicher, ſchwarzer Klumpen auf freiſtehendem Aſte.

Ein Schuß donnert in den anbrechenden Morgen, ſchwer fällt der königliche Vogel, Äſte ſtreifend, Zweige brechend, zu Boden.

Für den Jäger gibt es nun kein Halten mehr, ſein Falkenauge hat den Wilderer erfaßt — ein paar Sprünge: „Halt! Gib di!“

„Fahr zum Teufel!“ tönt es dem Jäger entgegen, und grell blitzt es auf, donnernd bricht der Schuß ſich im Echo an den Wänden.

Oſſinger iſt geſchoſſen; warm rieſelt es von ſeiner Bruſt, aber ſo lang' ſich eine Fiber regt, der Lump von einem Wilddieb wird nicht losgelaſſen. Der Gauner hat Deckung hinter einer ſchlanken Lärche, Oſſinger deckt ſich augenblicklich auch, mag rieſeln

der Lebenssaft — vergessen das sterbende Kind, vergessen das geängstigte Weib: der Dienst ruft, der Dienst verlangt die Aufopferung des eigenen Lebens. Immer lichter wird es in der Hochregion; strahlend steigt die Sonne auf, purpurn glühen die höchsten Zacken des Felsgebirges, ein goldener Frühlingsmorgen tritt in seine Rechte.

Dem waidwund geschossenen Jäger flimmert es vor den Augen, der Blutverlust schwächt rapid seine Kräfte; aber aushalten muß er, der Dienst verlangt es.

Friert es den Lumpen drüben hinter der Lärche? Er wackelt, zittert; kalt genug ist es auf der Höhe, die Sonne leuchtet, aber sie wärmt noch nicht. Der Lump fuchtelt mit den Händen, springt ab und will flüchtig gehen. „Haalt!" Mit Aufgebot der letzten Kraft zieht Offinger auf, kaum bringt er Visier und Kimme zusammen. „Haaalt!" und das Blei fährt pfeifend durch die Luft.

Gefehlt — getroffen? In rasenden Sätzen flüchtet der Wilddieb hinab den Hang. An eine Verfolgung ist nicht zu denken. Offinger kann sich selber kaum auf den Beinen halten. Da durchzuckt ein Gedanke sein Gehirn — Gott selbst hat ihn

bewahrt vor dem Schrecklichſten; Oſſinger iſt nicht zum Dieb an ſeinem Herrn geworden, ein anderer hat den Waldhahn heruntergeholt. Wo iſt der Hahn? Den königlichen Vogel jetzt zu ſuchen, das iſt des Jägers Pflicht; dem Urhahn jetzt die heilkräftige Zunge zu nehmen, kann kein Verbrechen ſein. Oſſinger ſucht, die Hand auf die wunde Bruſt haltend, den Anſchuß; nur wenige Schritte, da liegt auch wirklich der Waldhahn. Ein Griff, ach! welch' ein Gefühl! Gerettet das Gewiſſen, rein der Jäger und ſein Dienſteid! Raſch geborgen den Vogel am Rucksack, und nun heim, heim, ſo raſch es die ſchwindenden Kräfte geſtatten!

* * *

Noch nie im Leben hat das geängſtigte Weib ſo ſehr auf das werdende Schußlicht geachtet als an dieſem Morgen; vom richtigen Licht und der ruhigen Hand hängt viel ab zur Balzzeit und heute ganz beſonders. Fortwährend wechſelt die arme Mutter zwiſchen dem Fenſter und der Wiege hin und her. Was iſt das? Der Tag iſt da im jungen Licht; ein Ächzen des Kindes, ein verklärtes Lächeln liegt auf dem Geſichtchen — die junge Seele iſt hinüber ins Engelreich, das Würmchen hat ausgelitten.

„Mein Bua, mein liaber Herzensbua!“ Aufgelöst in namenlosem Schmerz kniet die Mutter an der Wiege ihres toten Lieblings.

Der waidwund geschossene Reißjäger schleppt sich aus der Felsenwildnis herab durch den Wald; noch ein Viertelstündchen, dann erreicht er, wenn auch recht mühsam, die letzte Schrofe, ein Felsköpferl, von welchem aus sein Lehen zu sehen ist. Von dort kann er seinem Weibe Signal geben, auf daß es heraufkommt, den Waldhahn holt und ihm über die haasene (glatte, steile) Leiten hinabklettern hilft.

War das nicht wie das Knacken eines Gewehrhahns beim Aufziehen? Wohl möchte Ossinger der verdächtigen Sache nachgehen; aber es wird ihm so wirr im Kopfe, es surrt in den Schläfen und flimmert in den Augen — wird wohl Täuschung gewesen sein!

Ein Schuß, krachend, donnernd im frischen, leuchtenden Morgen; erschreckt schweigen die Sänger des Waldes. Lautlos ist der Reißjäger zu Boden gestürzt: die Kugel des Meuchelmörders hat das Herz getroffen.

„Der liefert koani Wildschützen mehr ein!“ flüstern die Hirschdiebe, die seit ihrer Flucht aus

dem Gemeindekotter das Revier um ſo ärger beunruhigten und ihrem Einlieferer den Tod geſchworen hatten. Dann entwendet einer der geſchwärzten Burſchen den Rucksack des Jägers mit dem Hahn, der ihnen nach ihrer Meinung ſchon oben am Einſchwingbaum gehört hätte, und die Mordbande flüchtet aufwärts pfadlos durch den Hochwald.

„Meiner Lebtag rekommandier' ich keine Waldhahnzunge mehr," flüſterte die Bergwirtin, als ſie die traurige Geſchichte hörte.

Der Bratzengirgl.

Soweit die steierischen Berge und ihre grünen Matten und Wälder reichen, so weit war bekannt, daß der Forstwart von X. ein Original sei. Zwei Eigenschaften verschafften ihm einen Ruhm in seiner Waldheimat: seine stets treffenden, saftigen, wenn auch spärlich fließenden Redensarten, die sich zu typischen „Schlagern" auswuchsen, und seine furchtbaren Fäuste, die durch ihre Riesengröße ihm den Vulgärnamen „Bratzengirgl" einbrachten, sintemalen man dialektisch übergroße Hände „Bratzen" nennt, und Georg volkstümlich „Girgl" ausgesprochen wird.

Bratzengirgl war — Gott hab' ihn selig — ein wackerer Waldläufer; treu und aufopfernd im Dienst, ein, wie man so sagt, seelenguter Kerl, der auch bei starker Reizung keinen Gebrauch von seinen „Bratzen" machte, vielleicht aus Furcht, daß ein einziger Hieb

mit der rechten Faust den Getroffenen in die ewigen Jagdgründe hinüberbefördern oder doch knochenzerkleinernd wirken müsse. „Vom Girgl a Watsch'n (Ohrfeige), macht oan zan Datsch'n" (Brei), so sang das Volk vom Girgl, und dieses Schnaderhüpfl war bezeichnend für die Riesenkraft in dem sonst nicht übergroß ausgewachsenen Menschen. Trieb ein Rudel übermütiger Gebirgler die Hänselei des „Grünen" gar zu arg, so pflegte Girgl bloß die Ärmel seiner Joppe etwas aufzukrempeln, und augenblicklich ward Ruhe; die Burschе verstanden diese wortlose Drohung.

Girgls Vorgesetzte bis hinauf zum Forstrat schätzten den braven Forstwart, und selbst der Generalissimus, der gestrenge und etwas hitzige Forstrat, hatte nichts an ihm auszusetzen bis auf die klassisch-saftigen Bemerkungen, die Girgl just dann äußerte, wenn solche am wenigsten erwartet wurden. Eine Girgl'sche Äußerung hatte dann meist die Wirkung einer platzenden Bombe; irgend einer bildete die Zielscheibe des beißenden Spottes, und die übrige Jägerei schüttete sich aus vor Lachen. Girgls scharfe Zunge, so selten sie sich auch bemerkbar machte, hatte ihm auch schon eine prächtige Stellung

in fürſtlichem Dienſte gekoſtet. Der Fürſt, beluſtigt über die furchtbaren Fäuſte des demütig vor ihm ſtehenden Girgl, engagierte ihn unter Scherzworten und in der Hoffnung, mit ſeinen „Amboſſen“ nie in Berührung zu kommen. Dieſe Hoffnung des gnädigſten Jagdherrn erfüllte ſich zwar, dafür aber mußte der Fürſt eine draſtiſche Bekanntſchaft mit Girgls Zunge machen. Durchlaucht waren zur Jagd gekommen und ließen eine Treibjagd auf Hirſche veranſtalten. Girgl kam hinter Durchlaucht zu ſtehen, um für alle Fälle zur Hand zu ſein. Der Fürſt bekam Gelegenheit, einen braven Zehnender anzuſprechen, pardonnierte ihn aber unfreiwillig, und flüchtig fiel der Hirſch über die Bahn, um aber bald darauf vertraut werdend langſam den Bergrücken anzunehmen. Girgl, empört über den Fehlſchuß ſeines hohen Herrn, konnte die Zunge nicht bändigen und äußerte trockenen Tones: „Wieder amal g'feit!“ Das „Wieder“ in dieſer ganz und gar ungehörigen Bemerkung riß den hohen Herrn ſchier um, und wutentbrannt ſchrie der Fürſt: „Dann ſchieß du ihn nieder, Kerl!“ Gleichzeitig warf ihm der Fürſt den koſtbaren Stutzen vor die Füße.

Jetzt war Girgl in Verlegenheit, und die ſonſt

ſo ſchlagfertige Zunge verſagte den Dienſt. Er vermochte ſeinen Herrn bloß unſäglich dumm anzuſehen. Iſt es Scherz oder Ernſt?

„Schieß den Hirſch, du verfluchter Kerl!“ Und dabei flog dem Girgl die Patrone zum Laden an den Kopf.

Was nun machen? Der Hirſch ſteht breit auf der Berglehne, ein etwas weiter Schuß zwar, aber mit der fürſtlichen Büchſe kann man ihn ſchon riskieren. Dem Girgl dämmert es wohl herauf, daß ſeine jagdliche Reputation zum Teufel geht, wenn er jetzt den Hirſch auch fehlt. Trifft er ihn aber, ſo iſt die Frage, was Durchlaucht dazu ſagen wird.

„Schieß, du vermaledeiter Hund!“ ruft halblaut noch einmal der gründlich vergrämte Jagdherr, und nun hat auch Girgl der freundlichen Worte genug. Langſam zieht er auf, geht dem noch immer breit ſtehenden Hirſch ins Blatt und macht krumm. Der Geweihte zeichnet in hoher Flucht.

Der Fürſt nahm dem Girgl, fluchend über ſolche Unverſchämtheit, den Stutzen ab, ließ die Jagd abblaſen, und Girgl war aus dem fürſtlichen Dienſt, wenn auch mit ſchöner Abfindung, entlaſſen.

Mit dem feſten Entſchluſſe, künftig bei Jagden

insbesondere das Maul zu halten, stapfte Bratzengirgl der steierischen Heimat zu, wo er wieder Anstellung fand und es schließlich zum Forstwart brachte.

Jahre sind verflossen, ohne daß Girgl mit seiner Zunge bei höheren Herren angestoßen hat. Seine Bemerkungen nach unten brachten keinen Schaden, eher einen gewissen Respekt; man fürchtete die sarkastischen Äußerungen. Von dieser Eigenschaft des Girgl wußte der gestrenge Forstrat nicht viel, er war vielmehr geneigt, den Bratzengirgl für einen Halbstummerl zu halten.

Inzwischen ereignete sich etwas Unglaubliches im kleinen Bergstädtchen; der Chef des dort etablierten Bergamtes, der jagdeifrige, aber schußneidige Bergrat, überwarf sich wegen eines strittigen Schusses und des ihm verweigerten „Bruches" mit dem Forstrat persönlich, und der Gamstrieb endete unter schweren Differenzen.

Natürlich hatte für den Bergrat die Jagdgelegenheit mit diesem Augenblick ein Ende; denn der verbitterte Forstrat hätte eher des Teufels Großmutter denn den ihm nun verhaßt gewordenen Bergrat zu fröhlichem Gejaide weiter eingeladen. Das Ereignis unterwühlte die gesamten Gesellschaftskreise

des Städtchens, und allgemach trennten sich die kleinen Armeen der Forstbeamten und Bergamtsangehörigen. Wo gegenseitig Sticheleien und Reibereien anzubringen waren, wurde es gethan, und damit der Streit ins Unerquickliche gesteigert. Die Räte grüßten sich nicht mehr, die Chikanen begannen auch auf amtlichem Boden, und unermüdlich sann der Chef des Forstamtes auf Rache. Das gesamte Personal bekam Auftrag, mit unerbittlicher Strenge im Revier vorzugehen und insbesondere Bergbeamte ohne Erlaubnisscheine fortzuweisen, eventuell im Forstamte zwangsweise einzuliefern. Das Aufsichtspersonal stutzte zwar über diesen strengen Befehl, aber respektiert und ausgeführt mußte er werden.

Eines Tages wurde zum Entsetzen des Ortes der Bergrat einem Wilderer gleich auf dem Forstamte zwangsweise eingeliefert. Bloß daß der Rat nicht an den Händen Fesseln trug, sonst aber war er Häftling, und die zwei Jagdgehilfen eskortierten den todesbleichen Chef des Bergamtes mit sichtlichem Vergnügen durch die Hauptstraße des Städtcheus. Einer der Aufseher trug auch das kostbare Gewehr des Bergrates.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von der Verhaftung des Bergrates durch den Ort und in der ganzen Nachbarschaft, und die ganze Stadt geriet in Bewegung, um vor dem Forsthause das weitere abzuwarten.

Es dauerte nicht allzulange, da trat der kalkweiße Bergrat aus dem Forsthause als freier Mann zwar, aber sein Gewehr blieb konfisziert. Zögernd begrüßten einige aus der Menge den mit einem Schlage geächteten Bergamtsvorsteher, der eiligst nach Hause hastete.

Der Grund der Verhaftung ward auch bald genug bekannt: der Bergrat wollte durch den Staatswald zu dem Forst eines befreundeten Jagdherrn und hatte seine Jagdkarte vergessen. Zudem besaß der Bergrat keinen der seit Streitbeginn eingeführten Erlaubnisscheine zum Betreten der Staatsforste in Wehr und Waffen, und da die Jagdgehilfen ohnehin auf Bergbeamte lauerten, so ward es ein Freudenfest, just den obersten des Bergamtes, der zudem mit dem Forstchef in Feindschaft lebte, abzufangen.

Wohl brütete nun auch der Bergrat auf Rache, aber der pfiffige Forstrat ging in keine Falle, und beide lebten in bitterster Feindschaft weiter.

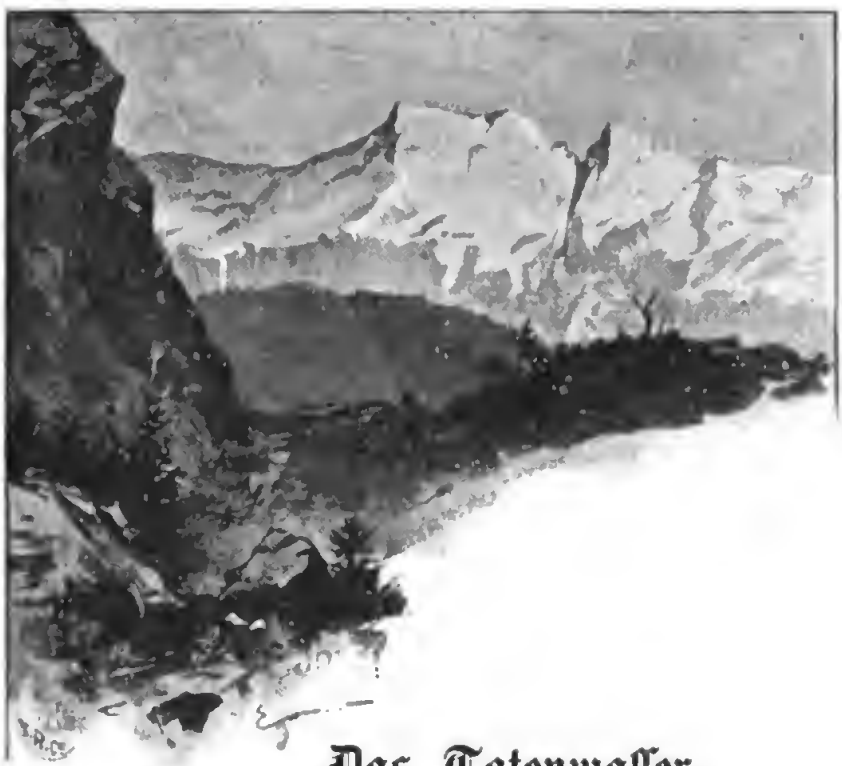
Monate verfloſſen, da flogen aus benachbarten Privatrevieren auch zwei Einladungen zu großen Treibjagden in unſer Städtchen; beide Räte erhielten die freudig begrüßten Karten. Der Forſtrat nahm den Bratzengirgl mit zur Verſorgung ſeines koſtbaren Schweißhundes und zog aus zu herzerquickendem Jagen.

Eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelte ſich im behaglich erwärmten Schloſſe, ſo zahlreich, daß ſie kaum zu überblicken war, und ſich die raſch zuſammengefundenen Freunde und Waidgenoſſen um die entfernter ſitzenden Gäſte nicht kümmern konnten. Nach dem fröhlichen Mahle kam es im Schloßhofe zur Aufſtellung der Schützen im Kreiſe, um die Mitteilungen des Jagdherrn entgegenzunehmen. Ein Wink, und lautloſe Ruhe herrſcht im Hofe bis auf den Bratzengirgl, der, unbeirrt um die Herrengeſellſchaft, eben einem Bedienten zwei Hunde übergibt und dabei ſpricht: „Da, Hansl, haſt den Bergrat

und da den Forſtrat, gib aber Obacht, die Ludern raufen gern!“

Ein homeriſches Gelächter erſchallt im Hofe, die Herren halten ſich die Seiten vor Lachen; einige zeigen Luſt, ſich vor Vergnügen zu wälzen, und ſelbſt der gemeſſene Schloßherr wiſcht ſich die Lachthränen aus den Augen. Dem Forſtrat iſt grün vor den Augen geworden und dem am anderen Ende ſtehenden Bergrat ſo braungelb, wie das von ihm geförderte Erz iſt. Der Schloßherr gebietet endlich Ruhe und hält eine Anſprache, daß das Jagen nicht beginnen ſolle, ohne eine Beherzigung der treffenden Bemerkung des bekannten Bratzengirgls. Alle haben darüber gelacht, weil es ja weit und breit bekannt ſei, daß die beiden Herren in Streit liegen, und ihre Hunde gern raufen. Der Girgl ſolle fürder unrecht bekommen; weder die Herren noch ihre Hunde ſollen künftig raufen, ſie ſollen ſich hier coram publico verſöhnen und wie früher gute Waidgenoſſen ſein und bleiben. Lautes Bravo erſcholl aus dem Kreiſe, und da eben ein Pokal dem Schloßherrn eingehändigt wurde, ſo gab es kein Entrinnen mehr: der Verſöhnungsſchluck mußte getrunken werden unter Händedruck auf neue, gute, alte Freundſchaft.

So hat der Girgl auch einmal 'was Gutes geſtiftet mit ſeinen Bemerkungen, und ihm ſelber brachte es auch nur Gutes ein; denn der Bergrat zeigte ſich dankbar bei jeder Gelegenheit, bis man den braven Girgl zur ewigen Ruhe bettete.



Das Totenwasser.

Zur Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, lag die herrschaftliche Jagdleitung wie der gesamte Forstdienst im Liesingthale nebst den Seitengräben Finsterliesing und den beiden Teichengräben, die sich nordwestlich als kleiner Teichgraben zum Zeiritz-Kampl und nordöstlich zum Antoni-Kreuz erstrecken, dem Oberförster in K... ob. Es verlangte dieser umfangreiche Dienst eine ungemein energische, furchtlose Persönlichkeit von großer körperlicher Ausdauer und in Bezug auf das üppig entwickelte

Wildererunweſen eine große Erfahrung, die ſich mit Schlauheit und Liſt paart. Einen ſolchen Forſt- und Waidmann zu finden, war der Herrſchaftsverwaltung damals geglückt, und ſchon in verhältnismäßig kurzer Zeit konnte ſie ſich zu dieſer Wahl ihres Oberförſters gratulieren. Allein ebenſo ſchnell genoß der ſcharfe Forſtmann einen Ruf bei den Schwarzgehern, der ſich zu Drohbriefen und Mordanſchlägen verdichtete, während in bürgerlichen Kreiſen die Familie dieſes Oberförſters lebhaft acclamiert wurde.

Erfüllte der Oberförſter ſeinen Dienſt voll und ganz, namentlich mit vollſter Aufopferung im Revier, ſo verlangte er das gleiche von ſeinen Jagdgehilfen und ahndete Pflichtvernachläſſigung mit rückſichtsloſer Schärfe. Man ſpürte bald in der ganzen Gegend den Einfluß und das Wirken dieſes energiſchen Mannes; die Meinungen über ihn und ſein Vorgehen platzten häufiger aufeinander, und ſchärfer wurden die Konflikte im Walde. Der Schlauheit und teufliſchen Bosheit der Wilderer ſtand die enorme Walderfahrung, eine wunderbare Kombinationsgabe verbunden mit einer unvergleichlichen Ausdauer des Forſtbeamten gegenüber, der damit Sieger bleiben mußte.

Eine wahre Panik erfaßte jenen Teil der eine beſondere Ehrſamkeit zur Schau tragenden Bürgerſchaft, der zu nachtſchlafender Zeit eine geheime profittragende Thätigkeit zu entfalten pflegte, als einer der angeſehenſten Bürger als gemeiner Wilddieb entlarvt und rückſichtslos am hellen Tage nach dem Bezirksgericht in M..... transportiert wurde.

Es war ein heißer Auguſtſonntag, als der Oberförſter Beſuch bekam, der, ebenſo durſtig wie der Waidmann, bald zum Frühſchoppen drängte. Zufällig entſchied man ſich zu einem Beſuche des Wirtshauſes auf der Salzſtraße bei St....., deſſen Wirt den Ruf eines unerwiſchbaren Wilderers genoß. Der pfiffige Mann hatte ſchon für dieſes Metier den richtigen Namen, er hieß wie manche Berufsjäger Johann Gamsjager und betrieb das „Wildeln“ ſeit mehr als vierzig Jahren, von früher Jugend bis in ſeine jetzigen ſechziger Jahre, die ihm das wollige Haupthaar wohl gebleicht haben, ſonſt aber in Bezug auf körperliche Rüſtigkeit an dem wetterharten Bergmenſchen ſpurlos vorübergegangen ſind. Im geheimen ſtand dieſer Mann ſchon ſeit längerer Zeit unter Beobachtung des Förſters; aber ihn einzufangen, was ſeit vierzig Jahren

niemandem gelungen iſt, das wollte ſich nicht recht arrangieren laſſen.

Dem auf das Wirtshaus zuſteuernden Oberförſter erſchien es ſofort auffällig, daß an einem Sonntag Vormittag der Wirt nicht ſchon unterm Thorbogen ſichtbar iſt, und von einer Ahnung plötzlich erfüllt, hieß der Oberförſter ſeinen Gaſt in die Wirtsſtube gehen, während er ſelbſt von rückwärts plötzlich in die Küche trat und der überraſchten Wirtin einen guten Morgen wünſchte. Das Weib zuckte zuſammen, ward feuerrot im Geſichte und wußte auf die Frage, wo der Gamsjager ſei, keine andere Antwort, als ſtotternd zu ſagen: „Der Wirt wär' Schafſuchen 'gangen!"

„So ſo!" Gelaſſen und den Anſchein erweckend, als glaube er dieſe Auskunft, beſtellte ſich der Oberförſter ein Gabelfrühſtück, ließ ſich den Wein ſchmecken und ging vergnügt mit ſeinem Freunde zu Mittag wieder heim. Keinen Augenblick aber hatte der vorſichtige Oberförſter den Berghang, Hanreich genannt, aus dem Auge gelaſſen, den der Wirt unzweifelhaft paſſiert hat und heimkehrend wieder durchqueren muß. Das Erſchrecken der Wirtin läßt keinen Zweifel zu, daß der Gamsjager wildeln

gegangen iſt. Die Hauptſache iſt aber für ein Abfangen des Unerwiſchbaren, zu konſtatieren, ob die Wirtin einen der Knechte über den Hanreich ins Gebirg ſchickt zur Warnung oder nicht. Für das Eindringen ins Revier iſt der Hanreich Zwangwechſel, man muß ihn paſſieren. Hinauf iſt nun bisher niemand, und ſollte jemand am Nachmittag hinauf wollen, ſo läßt ſich dies leicht kontrollieren. Der Oberförſter ſchickt ſofort den Jagdgehilfen Fallecker auf den Hanreich mit dem beſtimmten Befehle, gut verblendet dort anzuſitzen und nicht früher den Hang zu verlaſſen, als der Wirt einwechſelt. Der Gamsjager muß lebendig oder tot als ertappter Wilderer eingeliefert werden! Sollte das Warten auf ihn tagelang andauern, dann werde der Oberförſter ſchon dafür ſorgen, daß dem Fallecker etwas Atzung durch einen anderen Jagdgehilfen zugemittelt werde. Während Fallecker auf Umwegen ſich dem Hanreich nähert, hat der Oberförſter ſelbſt mit dem Spektiv das Terrain im Auge behalten, und niemand iſt ein- oder auswärts gegangen.

Nachmittags wird der herrliche Auguſttag voll ausgenützt durch einen prächtigen Ausflug; doch

hinterläßt der Oberförſter genau, wo er von Stunde zu Stunde bis zur Heimkehr zu treffen iſt.

Man iſt ins Dorf wieder zurückgekehrt und hat ſich zur „Schlußhalbe" Gerſtenſaft beim oberen Wirt verſammelt; eben will die Geſellſchaft der ſpäten Stunde wegen zur Nachtruhe heimkehren, da wird der Oberförſter herausgerufen. Zitternd und bebend erſtattet die Hausmagd Rapport, daß der Fallecker einen ſchwarzen Teufel im Forſthauſe eingeliefert habe: der Herr Oberförſter möge ſofort heimkommen.

„Endlich!" flüſtert der Förſter und ſchreitet ſeinem Hauſe zu.

In einem unbeſchreiblich miſerablen Anzug, das Geſicht durch Rußſchwärzung und Aufkleben eines falſchen Bartes zur Unkenntlichkeit entſtellt, ſteht der Wilderer in der Stube, ſchußbereit vom Jagdgehilfen bewacht.

„Biſt endlich da, Gamsjager —? Haſt di lang aufg'halten, Wirt! Haſt die Schaf' wohl nöt gleich g'funden, he?"

„I bitt', Herr Oberförſter, um Gottes willen ſeien S' barmherzig, ſtrafen S' mi mit Geld, i verſprich's, i geh' in meinem Leben nimmer wildeln!"

Und der alte Mann heult zum Steinerweichen. Er fürchtet die Schande einer Einlieferung bei Gericht, die Brandmarkung ſeines Namens und ſeiner bürgerlichen Stellung. Aber vergebens iſt jedes Wort, eiſern bleibt der Oberförſter; einem notoriſchen Wilddieb gegenüber gibt es keine Rückſicht. Wo er das Wildpret habe, wird der Wirt gefragt. Eine Hirſchkeule nebſt dem Stutzen hat der Jagdgehilfe dem Wirt am Hanreich abgenommen, als Fallecker dem ahnungsloſen Gamsjager in finſterer Nacht an die Gurgel ſprang und ihn ohne weitere Umſtände niederzwang. Heulend verſichert der Wirt, er habe nicht mehr Wildpret, das andere liege oben. Mit mar-

morner Ruhe befiehlt der Oberförſter, daß der Wirt auch die anderen Teile des Hirſchwildprets herabtragen müſſe. Zu dieſem Zwecke wurde der Gemeindediener geholt, der nicht wußte, was er mehr aufreißen ſollte: die Augen oder den Mund vor Staunen, daß der Vetter des Bürgermeiſters als Wilderer eingeliefert worden iſt. Trotz Nacht und Nebel muß der Wirt, vom Jäger und dem fluchenden Gemeindediener als Polizeiorgan begleitet, hinauf ins Hochgebirg, um das fehlende Hirſchwildpret zu holen.

Schier gegen Mittag des nächſten Tages erſt kam die Truppe wieder zurück ins Forſthaus, der Wilderer matt zum Umfallen; denn auf des Förſters Befehl mußte er den Hirſch ſelber herunter ſchleppen, niemand durfte ihm tragen helfen. Wer Hirſche ſchießt, ſoll ſie auch ſchleppen!

Durch den Gemeindediener, der, gleichfalls zum Umfallen müde, von der nächtlichen Expedition in den Markt heimkehrte, erfuhr die Einwohnerſchaft raſch die Schreckenskunde, daß der angeſehene Wirt, der Vetter des Bürgermeiſters, eingeliefert worden iſt. Wer es konnte, ſchlich ſich hinaus zum Forſthauſe, blieb aber in reſpektvoller Entfernung; denn Se. Geſtrengen, der Herr Oberförſter, verſteht keinen

Spaß im Dienſt. Und unerbittlich blieb er dem jammernden, hungrigen Wilderer gegenüber, der in offener Kaleſche, im Fond neben dem Förſter ſitzend, nach M.... zum Gericht transportiert wurde. Der alte Mann legte die Hände vor das geſchwärzte Geſicht, er hätte ſterben mögen vor Schande. Drei Monate Gefängnis diktierte der Bezirksrichter, und der verurteilte Wilderer wurde gleich in Haft behalten. Das ſtarre Vorgehen des Oberförſters aber trug ſeine guten Früchte: der Wirt wilderte nicht mehr. Dafür waren andere um ſo fleißiger im Stehlen; es reizte das ſcharfe Vorgehen des Förſters gewiſſermaßen, ihn dennoch zu übertrumpfen. Schon in den nächſten Tagen nach der Verurteilung Gamsjagers mußte der Oberförſter eine Entdeckung machen, die eine geradezu teufliſche Bosheit verriet. Auf der Schattſeite in der ſogenannten kurzen Teichen auf einen kapitalen Rehbock pirſchend, fand der Oberförſter zu ſeinem großen Erſtaunen ausgehöhlte Holzklötze in Form und Größe eines Trinkbechers, welche an den inneren Wänden Nägel mit Widerhaken (Angeln) enthielten. Bei näherer Unterſuchung zeigte ſich, daß zwiſchen die Widerhaken Salz, Mehl und foenum graecum (Bockshornſame)

geſtreut war, als Lockmittel für Hochwild, das den Lecker am Holzklotz hängen hat, wenn es ſalzhungrig den Lecker in die Öffnung ſteckt. Ein Teufel muß der ſein, der auf dieſe „Fang"methode verfallen iſt; doch einen praktiſchen Erfolg kann dieſe Hochwildfalle nicht haben, da der Holzklotz nicht in der Erde befeſtigt iſt, alſo das Tier mit dem ſchmerzenden Klotz am Lecker weiterziehen kann. In heiliger Entrüſtung ſchwor der Förſter ſolchem Teufel in Menſchengeſtalt blutige Rache und Tag und Nacht ſann er nach, wie der Fang gelingen könnte. Eifrig wurde das Teichenrevier ſorgfältigſt abgeſucht, und nach Dutzenden fanden die Jäger ſolche Holzhäferl. Gleichzeitig wurden auch Schlagfallen für Auergeflüg und Haſelhühner gefunden, erdrücktes Flugwild, das der gewiſſenloſe Lump zu holen offenbar vergeſſen haben mußte. Welch ein Hohn auf die Jägerei! Auf die Jagdgehilfen praſſelte ein Donnerwetter herab, weil ſie nicht ſelbſt ſolche Fallen gefunden und dem Fallenſteller aufgelauert haben, und Entlaſſung wurde angedroht, wenn der Wilddieb nicht in Bälde eingefangen werde. Die Jägerei kam nicht mehr ins Bett, und der Oberförſter gönnte ſich ſelbſt keine Ruhe mehr; er blieb ſtändig in den

Revieren und tauchte urplötzlich in Gegenden auf, wo er am wenigſten vermutet werden konnte. Mehr als einen ſehr unbeſtimmten Verdacht hatte auch er nicht, Anhaltspunkte fehlten gänzlich; wildeln geht ſchier jeder Knecht. Wer aber iſt der Fallenleger? Nur Ausdauer kann hier helfen.

Eines Tages wurde die Bäuerin von der Schrecker-Huben im Forſthauſe vorſtellig, es möge doch der Hirſch geſchoſſen werden, der ihre Felder verwüſte angeblich trotz des Schutzzaunes. Natürlich forderte die Bäuerin mit großer Zungengeläufigkeit gleich Hunderte von Gulden als Wildſchadenerſatz, und weil der Oberförſter nicht gleich mit den Banknoten herausrückte, ſo ziſchte die Bäuerin in heller Wut, ſie werde ſich ſelber zu helfen wiſſen. Der Sache näher nachzugehen, ſchien nun doch Pflicht zu ſein, und es ward der Jagdgehilfe Pechöl-Franzl beauftragt, die Schrecker-Huben zu beobachten. Mehrere Nächte liegt der Jäger, der auch lieber im Wirtshaus geweſen wäre, auf der „Paß“; aber wie wenn es die Hubenleute gemerkt hätten, nichts ereignete ſich, und auch der Hirſch zieht nicht von Holz.

Was wohl der Knecht am ſpäten Abend noch am Zaune der Schrecker-Huben zu thun hat? Beſſert

er den Zaun aus, weil er Pflöcke einrammt? Bedeutend muß die Reparatur nicht ſein, denn der Knecht, der ſcheu nach allen Seiten ſichert, ſchleicht längs des Zaunes bald wieder zurück in die Huben. Offenbar iſt für die heutige Nacht etwas im Werk, aber was? Das kann ſich der Franzl nicht recht zuſammenreimen. Er ſinniert und grübelt; zu ſehen iſt nichts mehr, denn die Nacht iſt völlig hereingebrochen. Ein ſtarkes Gekrach, ein ſchwerer Fall, ein unbeſtimmter Laut tönt durch die ſtille Nacht und ſchreckt Franzl aus ſeinem Grübeln auf. Was er kombinieren will, hat ſich wohl ſchon ereignet, und es gilt das ſonderbare Ereignis in der Nähe zu unterſuchen. Franzl vernimmt lauſchenden Ohres gedämpfte Schritte, ein Schleppen und Thürengeknarr; dann iſt wieder alles ruhig. Zu ſehen iſt abſolut nichts. Was iſt aber geſchehen?

Das beſte wird ein augenblicklicher Rapport im Forſthauſe ſein, wiewohl es kein geringes Rüffeln abſetzen wird. So etwas wie eine Ahnung, daß ein Hirſch eingeſprungen und abgefangen ſein könnte, empfindet Franzl, der ſonſt kein Kirchenlicht iſt, auch; aber etwas Gewiſſes weiß er nicht. Er muß ſich auch ſelber ſagen, daß er zu

wenig aufgepaßt, alſo ſeine verdammte Pflicht und Schuldigkeit nicht, wie geboten, erfüllt hat.

Der Oberförſter hört den Rapport an, aber er verbeißt den aufſteigenden Zorn; die Abrechnung wird folgen. Franzl muß ſofort die Gendarmerie holen, und bewaffnet tritt die Kommiſſion den Marſch zur Schrecker-Huben an. Das Gebäude wird ſorgſam umſtellt; dann fordert der Gendarmenkorporal Einlaß. Ein Tuſcheln, ein Trampeln, ſauber iſt die Sache offenbar nicht; aber die Bäuerin ſchiebt dennoch den Riegel auf. Wenige Minuten ſpäter iſt im Keller der Hirſch gefunden, dem der Knecht einen geſpitzten Schaft aus Rotlärchenholz derart in den Boden gerammt hatte, daß der einſpringende Hirſch ſich ihn in die Bruſt ſpießen mußte. Ein infames Mittel, Wildſchaden zu verhindern! Und der Thäter?

Eben will er an der Rückſeite des Gebäudes gegen den Wald zu ausſpringen, aber die Jäger nehmen den Knecht ſofort in Empfang. Einen Hauptlumpen hätte man, und das Gericht verurteilte ihn zu einigen Monaten Kerker, wie auch die Bäuerin außer der Geldſtrafe für ihre unbedachte Äußerung, betreffend die Selbſthilfe, noch eine Strafe erhielt. Daß der Knecht auch die Fallen geſtellt habe, konnte

nicht erwieſen werden; eingeſtanden wurde nichts, der erhoffte Erfolg blieb aus.

Für den Pechöl-Franzl, der bei einem Haar auch die Schandthat am Schrecker Zaun beinahe unentdeckt gelaſſen hätte, kam die Abrechnung bald, und wegen verſchiedener Pflichtverletzungen, verbunden mit immer ſtärker auftretender Trunkſucht, wurde Franzl gerüffelt, daß ihm Hören und Sehen ſchier verging. Statt ſich zu beſſern, ſann Franzl aber auf Rache, teufliſche Rache an ſeinem Vorgeſetzten.

* * *

Auf einem Einödhof ober dem Paß Wald iſt ein Bauer geſtorben. Sorgſam hat die Witwe dem Toten die Augen zugedrückt, damit ein weiteres Sterben in der Verwandtſchaft nach dem ſteieriſchen Volksglauben hintangehalten werde; denn das Volk ſagt: der Tote ſchaut ſich in der Freundſchaft um. Hält der Tote ein Auge offen, ſo ſtirbt bald ein Angehöriger; hält er beide Augen geöffnet, ſo müſſen eheſtens zwei Verwandte nachfolgen. Die Bäuerin iſt nach uraltem Brauch hierauf zu den Bienenſtöcken getreten und hat den Bienen den Tod des Hausvaters verkündet mit den immer gleich bleibenden Worten: „Meinö liab'n Bein! Da Boada is g'ſtorb'n."

Mit Sorgfalt iſt die Leiche dann gewaſchen und gekämmt und hierauf aufgebahrt worden. Eine Kerze ſteht neben der Leiche, doch darf ſie nicht angezündet werden, um nicht die Ruhe des Toten zu ſtören. Das Leichenwaſſer, d. h. das Waſſer, mit welchem der Leichnam gereinigt wurde, hat die Bäuerin in einer Flaſche aufbewahrt als gutes Mittel gegen den Einfluß böſer Geiſter*). Das Totenwaſſer hat aber im Volksglauben auch noch eine andere, eine „furchtbare“ Wirkung bei richtiger Anwendung; es bewirkt bei richtiger Aufſchüttung auf dem Wege, daß der erſte, der dieſen Weg betritt, und dem es „vermeint“ iſt, aus dieſem Leben infolge Schwindſucht und Auszehrung ſcheiden muß. Davon Gebrauch zu machen, ſcheuen ſich natürlich ehrliche, brave Leute; aber aufgehoben wird das Totenwaſſer immerhin einige Zeit. Zu nicht geringer Verwunderung der Einödbäuerin kam nach der Beerdigung des toten Bauers der Pechöl-Franzl heraufgeſtiegen und verlangte nach längerer Einleitung „a Flaſchl Totenwaſſer“.

*) Im Ennsthale herrſcht der Volksglaube, daß man Gewohnheitstrinkern das Laſter abgewöhnen könne, wenn man ihnen Leichenwaſſer unbewußt zu trinken gibt.

So mir nichts, dir nichts gibt man aber ein ſo wertvolles und gefährliches Mittel nicht aus der Hand, und die Bäuerin möchte doch vorher wiſſen, wozu der Jäger, der als richtiger Jäger an ſo 'was überhaupt nicht glauben ſollte, ein Totenwaſſer braucht. Der Bäuerin einen Blimeblamel vorzumachen, wird nichts nützen, das merkt der Franzl bald; ohne Leichenwaſſer aber möchte er auch nicht weggehen in ſeiner Rachſucht. Wenn er aber der Bäuerin die Wahrheit ſagt, ſo kriegt er erſt recht nichts. Doch die Wahrheit zur Hälfte und halb Lüge, das kann vielleicht die Bäuerin zur Herausgabe des Waſſers veranlaſſen. Und ſo ſchwätzt der ebenſo rachgierige wie abergläubiſche Franzl dem Weibe vor, daß er mit dem Totenwaſſer ſeinem Oberförſter die böſen Geiſter vertreiben möchte, auf daß er mehr Ruhe auf Erden finde.

Wurde die Bäuerin beim Nennen des Oberförſters ſchon ſtutzig, ſo erriet ſie augenblicklich, daß der Jäger etwas anderes beabſichtige, als böſe Geiſter zu vertreiben; daß er im Gegenteil durch „Sympathie" und „böſe Vermeinung" ſeinen Vorgeſetzten von der Erde wegbringen möchte. Zu einer ſolchen dem Morde gleichkommenden Übelthat will die Bäue-

rin ſich nicht hergeben; aber den Jäger mit ſeinem falſchen Blick möchte ſie auch gerne befriedigt aus dem Hauſe haben. Kurz entſchloſſen heißt ſie ihn warten und holt gewöhnliches Quellenwaſſer, in das ſie, um eine Trübnng zu erzeugen, etwas Aſche miſcht. Der Jäger ſoll aber ja nichts verlauten laſſen, daß er wirkliches Totenwaſſer von ihr bekommen habe. Weit ſchneller als Franzl heraufgekommen iſt, verläßt er triumphierend den Einödhof. Nun kann das Rachewerk beginnen.

Wiewohl die Bäuerin dem heimtückiſchen Jäger nur unſchädliches Quellenwaſſer gegeben, ſo beſchleicht ſie doch ein Gefühl der Angſt, daß Unheil durch Vermeinung entſtehen könnte, und dazu will ſie nicht Beihilfe leiſten. Das beſte wird daher ſein, der Frau des Oberförſters Mitteilung zu machen, auf daß der Förſter acht gebe und die Wege des Franzl nicht betrete. Wär' ja Himmel ſchade, wenn ein ſo ſtattlicher und braver Mann, wie der allerdings etwas ſcharfe Oberförſter, einem elendiglichen Tode entgegen ſiechen müßte!

Die aufgeklärte Oberförſterin guckte nicht wenig ob der Mitteilung, hütete ſich aber zu lachen über ſolch himmelſchreienden Aberglauben. Im Gegen-

teil dankte ſie der Bäuerin für ihren guten Willen zur Rettung des Gatten.

Am ſpäten Abend bei traulichem Lampenſchein im Kreiſe der Seinen konnte ſich der Oberförſter nach Herzensluſt auslachen über die wohlmeinenden Abſichten des Jägerfranzl. Zu direktem Morde iſt der Kerl zu feige; aber im Wege des Aberglaubens möchte er den Tod des ihm verhaßten Vorgeſetzten herbeiführen. Es iſt zu dumm! Und dieſe exemplariſche Dummheit verdient eine ganz beſondere Behandlung. Schon beim nächſten Rapport, den der Franzl auffällig ſcheu und unſicher erſtattete, begann der Förſter ſeine Revanche zu inſcenieren. Er ſprach davon, daß er heute nachmittag über den Hanreich ins Gebirg aufſteigen wolle, und der Franzl ihn begleiten ſolle. Blitzartig huſchte ein boshaftes Lächeln über die Geſichtszüge des Jagdgehilfen, und innerlich frohlockend, daß der Augenblick der Rache nahe, verließ er das Forſthaus. Der Oberförſter hatte ihm abſichtlich freie Zeit gegeben, damit der Gehilfe noch vormittags auf den Hanreich gelangen und dort das Verderben bringende Totenwaſſer ausſchütten könne. Der Burſche flog auch ſofort, unheilbringend nach ſeiner Meinung, den Hang

hinauf, was der Oberförſter mit dem Fernglas ganz genau ſehen konnte. Na freu' dich, Giftmiſcher!

Pünktlich zur feſtgeſetzten Zeit wartete der Gehilfe am Fuße des Hanges auf ſeinen Chef. Devoter als ſonſt zog er den Hut und wollte wie gewöhnlich hinter ſeinem Herrn den Anſtieg antreten. „Geh nur du voran!“ befiehlt der Oberförſter. Totenbläſſe überfliegt den Burſchen; darauf, daß er als erſter über die unheilbringende Stelle, wo er das Totenwaſſer ausgegoſſen hat, gehen ſoll, war er nicht vorbereitet. Blitzſchnell durchzuckt ihn der Gedanke, daß ja der erſte, der über die beſchüttete Stelle geht, von der Erde muß. Teufel, jetzt wird die Sache für ihn ſelbſt gefährlich! Wiewohl eine ſo kleine Steigung den Berufsjäger nicht ſchneller atmen machen ſoll, ſo ſchnauft der Franzl ſtark, die Angſt preßt ihm helle Schweißtropfen aus; ihm wird ganz ſchwindlig.

Ob er wohl nicht mehr ſteigen könne, fragt ſpottend der Oberförſter und höhnt den Jagdgehilfen ob ſeiner ſchwach gewordenen Lunge. Die Gurgel wär' allerdings noch beſſer zu brauchen. Da wird es wohl bald aus ſein mit dem Jagddienſt.

„Wie meinen S', Herr Oberförſter?“

„Daß du die längſte Zeit Jagdgehilf' warſt, wenn du nimmer ſteigen kannſt, mein' ich."

„Es is mir nur heunt g'rad ſo letz (übel); i bitt', derf i a bißl verſchnaufen? I kimm' glei wieder nach."

„Na, na, du bleibſt bei mir; i werd' halt warten, bis der Herr Jagdgehilf' ſeine Lung' wieder brauchen kann. A netter Jagdgehilf' das! Sollteſt Wirt werden, Franzl, wärſt dein beſter Gaſt ſelber!"

„Mit Verlaub, Herr Oberförſter! I glaub', i werd' krank."

„Freili, jetzt wirſt du krank, wo morgen der Schrecker Knecht wieder frei wird! Na, mein Lieber, jetzt haben wir alle miteinander keine Zeit zum krank werden. Wenn ich nur wüßte, wie ich den Kerl von der Welt wegbringen könnt'; wenn ich an die Metzgerei von dem Hirſch denk', dann wird mir ſelber übel."

„Mit Verlaub, Herr Oberförſter, i wüßt' ſchon ein Mittel, wie der Knecht ohne Pulver und Blei weggeputzt werden könnt'!"

„So?"

„Ja, Herr Oberförſter, mit 'm Totenwaſſer!"

„Ja, ja, das weiß ich auch und noch mehr,

denn ich hab' ein unfehlbares Mittel dagegen; ich hab' ein Mittel, an dem derjenige, der mir z. B. jemals ein Totenwaſſer ſchüttet, in kurzer Zeit elend zu Grunde gehen muß. Aber was iſt dir denn, Franzl, du wirſt ja totenblaß und ſchebberſt mit den Zähnen?"

„I bitt', Herr Oberförſter, derf i hoamgehen; mir wird totenübel, i bin wirklich krank!"

Der Oberförſter ſah ſelber, daß dem Jagdgehilfen ernſtlich übel geworden iſt, und ließ daher den in heilloſer Angſt Befindlichen heimgehen. Aus Neugierde ſuchte er aber doch den Hanreichpfad ab und fand auch richtig ein naſſes Fleckchen, wo der Franzl offenbar das vermeintliche todbringende Waſſer ausgeſchüttet hat. O Einfalt!

Pechöl-Franzl iſt aus Angſt wirklich krank geworden; aber er ſchickt beileibe nicht nach einem Arzt, ſondern läßt ſich im echten Aberglauben den Sympathiebauern von T..... im Paltenthale kommen. Dieſer in beiden Thälern ſehr bekannte und von abergläubiſchen Bauern geſchätzte „Doktor" der Sympathie fragte den Franzl denn auch nicht nach Urſache und Sitz ſeiner Krankheit, ſondern wollte wiſſen, aus welchem Holz die — Bettnägel

(Zapfen der Bettladen), und ob dieſe vom Franzl ſelbſt gemacht worden ſeien. Der Patient aus Angſt und Aberglauben war ſprachlos vor Erſtaunen über dieſe Frage und erblickte darin einen neuen Beweis für die Wunderthätigkeit des Bauerndoktors. Um Bettnägel hat ſich Franzl in ſeinem Leben noch nie gekümmert; er muß alſo aus dem Bett, der Bauer hebt die Laden auseinander und unterſucht die Nägel auf ihr Holz. Kein Wunder, daß der Franzl krank iſt: die Bettnägel ſind aus Lärchenholz; aber da iſt — einer darunter aus Buchenholz gemacht. „Das hat einer gethan, der dir übel will und dir etwas Böſes vermeint hat!“ Wer das iſt, weiß zwar der Bauer nicht, aber gleichwohl behauptet er, der Miſſethäter wohne im gleichen Hauſe. Daß dies nur der andere Revierjäger ſein kann, iſt für Franzl nicht ſchwer zu erraten. Mit Jubel begrüßte er daher das Mittel des Bauern, das — ein harmloſer Aufguß von Blüten in geſottenem Waſſer — eingenommen werden muß unter gewiſſen heilkräftigen Gebeten, die den Kranken geſund, den „Vermeiner“ aber in einer gewiſſen Zeit krank machen. Dem Kollegen die Krankheit hinaufzubeten, welche Luſt! Der Franzl iſt ganz glück-

lich darüber; er beginnt noch am Abend die Bet-kur und lohnt den Beſuch des Bauerndoktors mit dem letzten Gulden aus ſeiner mageren Brieftaſche.

Seit der Knecht von der Schrecker-Huben wieder daheim iſt, überwacht der Oberförſter das an die Huben grenzende Revier beſonders ſcharf und hat auch den Fallecker aus der Finſterlieſing herübergenommen, da Fallecker zum Abfangen frecher Wildpratſchützen ganz ausgezeichnet zu gebrauchen iſt. Daß der Knecht im Revier war, kann kaum bezweifelt werden; denn auf einem gut eingehaltenen Wechſel fehlt ein kapitaler Sechſerbock mit abnormer Gehörnbildung. Der Förſter hat ſich perſönlich auf die „Paß“ gelegt, ſeit ihm dieſer Rehbock abgeht. Der gute Rehſtand gerade in dieſem Schlag, der ſicher auch dem Wilderer bekannte gute Wechſel wird den Knecht zweifellos veranlaſſen, wieder heraufzukommen, um einen Bock zu holen. Es bedarf alſo nur einer großen Ausdauer; ein Liegenbleiben auf einige Tage, dann gelingt der Fang. Entſchloſſen, zu warten und wenn es Wochen werden ſollten, liegt der Oberförſter gut verblendet in ſeiner zähen Hartnäckigkeit im Hochwald, immer den Wechſel im Auge, lauſchend und beobachtend. Die

erſte Nacht wird im Grünen verbracht; nichts hat ſich gezeigt, auch iſt ſeltſamerweiſe der Wechſel nicht angenommen worden. Sollte er vertreten worden ſein?

Was war das? Ein Kopf iſt blitzſchnell aufgetaucht, er kommt alſo doch und ſchon ſo bald! Richtig ſchleicht ein Wilderer — kein Zweifel der Schrecker-Knecht — heran und betritt den Wechſel; aber zum Kuckuck, der Kerl hat ja kein Gewehr bei ſich! Was kann der Burſch' wollen? Seine Augen haften am Boden, als ſuchte er etwas Verlorenes. Soll der Förſter den Gauner abziehen laſſen, ohne ihn zu ſtellen? Viel iſt nicht zu machen, da der Knecht ohne Waffe iſt. Aber vielleicht hat er die Büchſe in der Nähe.

„Halt!" ruft der Förſter und zieht auf. Vor Schrecken fährt der Knecht zuſammen und geht augenblicklich auf dem Wechſel weiter flüchtig. Aber nach wenig Fluchten gellt ein furchtbarer Schrei, ein Krachen und Schnappen: der Knecht liegt in einem Wolfseiſen, deſſen ſechzig Centimeter hohe Zangen den Knecht im Sprunge in den Weichen gefangen haben.

Alle Teufel! Welch' ein Glück, daß der Förſter den mit ſolchem Eiſen geſchmückten Wechſel nicht ſelber begangen hat! Da läge er dort, wo der

Knecht ſich jetzt gefangen hat. Der Förſter eilt zur Stelle, wo der Knecht mit durchbohrtem Unterleib im Sterben liegt. Die Zangen auszuziehen reicht eines Menſchen Kraft gar nicht; der Oberförſter iſt außer ſtande, hier zu helfen. Und da dem Knecht der nahe Tod vom Geſicht abzuleſen iſt, ſo fragt der Förſter, ob er noch etwas vor dem Ende zu beſorgen oder zu ſagen hätte, und wer wohl dieſes teufliſche Eiſen fängiſch geſtellt habe.

„I!“ röchelt der Wilderer.

„Wem?“

„Dir!“ lallt der Knecht und verſcheidet.

Mit dem Tode dieſes Wilderers, und da der Gamsjager Wort hielt und nicht mehr wildeln ging, trat etwas mehr Ruhe in den weiten Revieren ein. Bald nach dieſem Waldereignis, das die Gemüter ſtark erregte, wurde der wackere, kühne Oberförſter an einen anderen Poſten berufen. Sein Scheiden riß eine große Lücke; die Lieſingthaler empfanden erſt nachträglich, was ſie verloren. Glücklich war nur einer über des Förſters Abgang: der Pechöl-Franzl, welcher ſteinfeſt glaubte, daß ſein Totenwaſſer inſofern doch geholfen habe, als der Förſter von dieſem Bezirke weggekommen ſei.

Das Ettaler Mannd.

Wenn die Reiſenden in Murnau die Köpfe durchs Coupéfenſter ſtecken, um nach dem ob ſeines milden Waſſers berühmten Staffelſee zu ſehen, fällt ihnen ein Berg in die Augen, der ungemein trotzig aufragt mit einer ſchneidigen Adlernaſe, als wollt' er den Eintritt in die majeſtätiſche Bergwelt wehren, einem Wächter gleich an der Grenze des Flachlandes. Das Ettaler Mannd heißt dieſer Berg, und hinter demſelben liegt in Waldeinſamkeit das ehemalige Kloſter Ettal am Wege nach dem weltbe-

rühmten Paſſionsdorfe. Alle zehn Jahre herrſcht betäubender Lärm auf der Straße nach Oberammergau, und ab und zu wird wohl vom weiterraſſelnden Wagen aus ein Blick auf das Ettaler Manndl geworfen, das F. v. Kobell in treuherziger Weiſe beſingt:

's Ettaler Manndl is ſchwaar und ſtark,
Hat in die Knocha a ſtoaners Mark,
Kümmert ſi' nit um Wetter und Wind,
Is a' wahrhafti's Felſenkind.

's Ettaler Manndl ſchaugt weit ins Land,
Hat zum Schaug'n an' prächtinga Stand;
Was 's denn da draußen d'erſchaug'n will,
Allwei' ernſthaft und allweil ſtill?

I will's Enk ſag'n, es ſchaugt und ſinniert,
Was der Boar für a Leben führt,
Ob er no' brav, wie ſunſt, und guat,
Ob er's no' hat, ſei' tapfer's Bluat.

Ob er no' treu ſein' Herrn und Land,
Drum ſchaugt 's Manndl ſo umanand,
Und wur's anders, na' pfüt' di' Gott,
Nocha wohl kemmat a' großi Not.

's Ettaler Manndl, es ſteiget ra',
Werfet ſein' graab'n Mantel a',

Nocha wohl ſechets, es is a Rieſ',
Wie gar nie oana g'weſ'n is.

Und mit die ſtoanern Füß' und Arm'
Schlaget's und hauſet, daß Gott d'erbarm,
Hauſet gar bös im ganz'n Land,
Bis 's wieder ſauber vo' Schimpf und Schand'.

's Ettaler Manndl, no' ſteht's in Fried,
's geht ſcho' no' richti', es feit ſi' nit,
Laßts no' nit aus, ſeids brav und guat,
Daß ſi' dees Manndl nie rühr'n thuat.

Südwärts dieſes Trutzberges liegt ein ſtilles, waldumfangenes Hochthal, in deſſen geheimnisvoller Einſamkeit ein Monumentalbau aufragt, der die Sinne gefangen nimmt durch die Majeſtät ſeiner gewaltigen Anlage und ſtolzen Durchführung. Eine geheimnisvolle Sage bildet das Fundament, auf dem der ſeltſame Bau ſich erhebt, das Kloſter Ettal, jetzt nach den Wandlungen von fünf Jahrhunderten im Beſitze des Grafen Pappenheim. Man ſteht auf althiſtoriſchem Boden; hier war das Jagdgebiet des Kaiſers Ludwig des Bayern, der ritterlich und gut waidmänniſch auf Bären ritt bis an den Planſee hinein, wo noch ein Quell, an dem dieſer große Ludwig gewöhnlich von den Mühen

der Jagd ausruhte, der Kaiſerbrunnen genannt wird. Hier iſt die Stätte, auf welcher Ludwig der Bayer einen Montſalvage mit Templeiſen und Gral-dienern zu verwirklichen ſich beſtrebt zeigte, trotz jener furchtbar erregten und ſehr zerriſſenen Zeit. Wie der Kaiſer die gottgeweihte Stätte fand, hat große Ähnlichkeit mit dem, wie auch Titurel auf über-irdiſche Weiſe geführt wurde, und die Stiftung Lud-wig des Bayern gleicht dem Montſalvage ebenfalls.

Im Jahre 1327 war es, daß Ludwig der Bayer ſich in Mailand die eiſerne Krone der Lom-barden aufſetzte und darauf in Rom mit der Kaiſer-krone gekrönt ward. Der lange Aufenthalt in der ewigen Stadt, der Unterhalt des treuen deutſchen Heeres, das ihn begleitete, und die kaiſerlichen Gaben leerten des Kaiſers Schatz, und Not trat ein beim Heimzug über die Alpen. Ludwig wußte keine Hilfe, den Römern und Italienern war nicht zu trauen; da warf ſich der Kaiſer ins Gebet zur Gottesmutter. Die Legende (vom Presbyter Andreas von Regensburg zuerſt in ſeiner 1427 verfaßten deutſchen Chronik von Bayern erzählt) weiß zu er-zählen, daß in des Kaiſers Gemach durch die ver-ſchloſſene Thür ein Mönch kam und ihm einen glück-

lichen Ausgang ſeines Anliegens verhieß, wenn er bei Ampferang (Ammergau) ein Kloſter erbaue für Unterthanen des St. Benediktinerordens. Der Mönch kündete dem Kaiſer, es werde morgen ein mächtiger welſcher Herr Lehenſchaft von ihm begehren (der Biſchof von Arezzo, Guido Tarlato, aus dem Hauſe Pietramala, der zu den verlangten 100000 Gulden noch weitere 50000 gab und 2000 Gulden in die Kanzlei legte, woher das Sprichwort ſtammt: hunderttauſend Gulden iſt die größte ſum, die ein Bayr oder Teutſcher fodern kann) und ihm an Gut und Gabe geben, was der Kaiſer wolle. Mit ſolchem Gut könne er dann zurückziehen ins deutſche Land und das Kloſter bauen. Dann zog der Mönch aus ſeinem Ärmel ein weißes Marienbild und gab's dem Kaiſer als ein Wahrzeichen, darüber das Kloſter zu bauen. Darauf verſchwand der Mönch.

Auf der alten Römerſtraße von Verona nach der Fuggerſtadt hinter Partenkirchen ritt der Kaiſer bergan, das Marienbild auf den Armen. Plötzlich ward das Bild ſo ſchwer, daß er vermeinte, es nimmer tragen zu können, und des Kaiſers Leibroß fiel bei einer großen Fichte dreimal nieder. Da vermerkte der Kaiſer, daß hier eine abſonderliche

Stelle ſein müſſe und fragte nach dem Namen der Gegend. Da nannte ihm Meiſter Heinrich der Fendt, ein Jäger vom oberen Ammergau (das Geſchlecht iſt ſeit 1278 zu Ammergau anſäſſig) im Gefolge des Kaiſers, den Namen „Ampferang". Alſo war das die Gegend, die der Mönch genannt. Alsbald ließ der Kaiſer bauen, und Heinrich Fendt ward Bauaufſeher.

Das Kloſter ward „Etal" genannt, von der Einöde und dem Thal, worinnen es ſteht (nach anderen fälſchlich Etichos Thal). Am 28. April 1330 legte der Kaiſer den erſten Stein zum Kloſter.

Zum Gral in Ettal, dem Gnadenbilde der Gottesmutter, pilgern die frommen Gebirgler, wenn Kümmernis und Sorge auf ihrer gläubigen Seele laſtet, und getröſtet verlaſſen ſie die Stätte der Andacht wieder und pilgern die ſteile Straße durch den Bergwald hinab oder hinüber ins grüne Graswangthal oder ins Paſſionsdorf an der ſtill fließenden Ammer.

An der Straße ins Graswangthal, das die Ammerberge wuchtig abſchließen, als wäre dort das Ende der Welt, liegt zu Füßen des breiten Bergkoloſſes, die „Roth" genannt, ein ſtattlicher

Bauernhof, der die Heimat des „Manndls“ bildet. Der Säugling hatte den für einen Bauernbuben ungewöhnlichen Taufnamen „Hermann“ erhalten und war dann „Manndi“ gerufen worden. Wie der Bub' allmählich emporwuchs und die Ettaler Schultage hinter sich hatte, begann auch er gleich anderen jungen Burschen zum steilen Horn des Ettaler Manndls emporzuklettern und in die wuchtigen Felsschluchten dieses Trutzberges einzusteigen, so kühn und fleißig, daß ihm von der Bevölkerung der Spitzname „'s Ettaler Manndl“ aufgebracht wurde. Man gewöhnte sich so daran, daß mit diesem Namen nicht mehr der Berg, sondern nur der Bursche vom Bauernhof am Fuße der „Noth“ gemeint sein konnte. So nahe die „Noth“, war doch keine Not im Haus; im Bränstübl zu Ettal nannte man Manndis Vater scherzweise wohl den „Nothbauern“, und wenn er als mäßiger Mann keine Maß über Durst trinken wollte, dann klagte man am lustigen Zechtisch wohl auch über die „Bauernnot im öden Thal“.

Schlimm gemeint war indes solch' Scherzwort nicht, man kannte ja die guten Verhältnisse des Nothbauern. Eben dieser Wohlhabenheit wegen hätte

es der ſtramm herangewachſene, aber leutſcheu gewordene Manndi nicht nötig gehabt, im königlichen Leibgehege Wild zu ſtehlen. Es iſt dem trutzigen Manndi nicht um den Wert des Wildprets; er hat auch gar nicht die Abſicht zu ſchädigen, ihn treibt die zur wilden Leidenſchaft angefachte Jagdluſt ins Gehege, und je ſchwieriger es iſt, einen Rehbock oder Gams aus dem ſorgſam überwachten Reviere zu holen, deſto größer iſt die Genugthuung, die ſchlauen Jäger doch überliſtet zu haben, und die Befriedigung der Leidenſchaft. Sind in Privatrevieren die Jagdgehilfen ſchon dienſttreu und eifrig, ſo erhöht ſich die Berufsfreudigkeit und Aufopferung für den Dienſt in ſogenannten Leibgehegen, Revieren, in welchen das Wild ganz beſonders gehegt wird, auf daß der Monarch ſelbſt alljährlich auf kurze Zeit ſein Allerhöchſtes Jagdvergnügen habe. Zu dieſem Zwecke werden große Summen aufgewendet für Wildfütterung, an welcher in einzelnen Revieren oft bis an 4—500 Stücke teilnehmen, geringe Hirſche und Kahlwild, das ſchon am hellen Nachmittag vom Hunger getrieben an den Futterſtädeln erſcheint und, jede Scheu ablegend, wartet, bis der Jäger die Raufen mit duftendem Heu an-

füllt und in die Krippen Mais oder Kaſtanien wirft. Oft iſt der Mann noch gar nicht fertig mit Aufſchüttung des Futters, da äſen die Hirſche ſchon, und beſonders eilig hat es das Mutterwild an den Mais zu kommen. Starke und kapitale Hirſche beteiligen ſich anfangs nicht an der Wildfütterung, wenigſtens nicht bei Tage; ſie nehmen Äſung im Raufen erſt, wenn die freie Wildbahn keine Naturnahrung mehr bietet, die Walddecke dicht verſchneit und gefroren, und auch von den Bäumen, wenn ſolche nicht zu Futterzwecken gefällt werden, nichts mehr abzuäſen iſt. Das ſtarke Hochwild kommt aber dann erſt in der Nacht zum Futterſtadel, und iſt der Hunger groß, dann zeigt ſich auch Unduldſamkeit und eine Rückſichtsloſigkeit auf ſchwächeres Wild, indem die kapitalen Hochgeweihten mitäſendes Wild abtreiben, wegdrängen, mit dem Recht des Stärkeren das beſte Heu herunterziehen und den Mais aufnehmen mit einer Raſchheit, daß das Knuſpern weit durch die ſtille Nacht zu hören iſt. Solche Hege und Pflege des Wildes im harten Winter verſchlingt viele Tauſende; denn es werden in beſonders ſtrengen Wintern an einer einzigen Stelle acht bis neun Zentner Heu und bis zu

einem Zentner Mais pro Tag verbraucht, und hält die kalte Witterung an, dann reihen ſich die Futtertage oft bis zu zwei vollen Monaten, ſodaß der jagdbare Hirſch zur Brunftzeit, alle Speſen eingerechnet, ſeinem Heger und Erleger an dreitauſend Mark koſten kann. Kaum daß das Jagdſchutzperſonal zu eigener Verpflegung etwas Mutterwild im Winter abſchießen darf; von einem Abſchuß jagdbarer Hirſche iſt keine Rede, und nur Hofkavaliere allenfalls, wenn ſie in beſonderer Gnade ſtehen, erhalten vom Allerhöchſten Herrn eine Abſchußbewilligung, die ſich auf Acht- oder Zehnender erſtrecken ſoll. Denn ſtreckt ein Begnadeter einen Kapitalhirſch von vierzehn oder gar mehr Enden, dann kann die Allerhöchſte Gnade etwas ins Wackeln geraten. Man kann daher bei ſolchen Verhältniſſen den Schrecken und die Wut der Jäger ermeſſen, wenn im königlichen Leibgehege gewildert wird, ohne daß man den Wilderer in den Händen hat. Es muß ein verwegener Wilderer ſein, der ſich den Teufel um Leibgehege und Schonzeit kümmert, ſich die Gams herunterſchießt, als hätte er vom König ſelber die Erlaubnis. Es fehlen altbeſtätigte Rehböcke auf jahrelang eingehaltenem Wechſel, und was die Jagd-

gehilfen völlig rasen macht: der geheimnisvolle Wilderer ignoriert den Wildpretwert; er schießt offenbar zu seinem Privatvergnügen um des Schusses willen, nimmt dem erlegten Wild die Kopfzierde, den Gemsen die Krickeln, dem Rehbock das „Gwichtl" und läßt alles übrige liegen. Dieser Umstand brachte eine böse Zeit für die Jagdgehilfen, denn der Forstmeister heizte ihnen gehörig ein. Was beweist ein gefundenes Stückl Wild ohne Kopfzierde, angeschnitten vom Raubzeug? Das beweist, daß der betreffende Revierjäger mindestens vierundzwanzig Stunden nicht im Revier auf dem Dienstgang war; sonst hätte er das Wildpret noch unangeschnitten finden, womöglich den verdächtigen Schuß hören müssen. Und verdächtig ist in einem Leibgehege jeder Schuß außer der Jagdzeit des Monarchen. Und daß überhaupt jemand es wagen kann, in einem kgl. Leibgehege zu jagen resp. zu wildern, das beweist eine Pflichtverletzung, eine Nachlässigkeit seitens des Jagdschutzpersonales, die exemplarisch gestraft werden muß. Vorher aber soll der rätselhafte Wilderer gefangen werden. Und dieser Wilderer vergriff sich allmählich auch am Hochwild; einer der Jagdgehilfen stieß bald nach Tagesanbruch auf einen braven, noch unauf-

gebrochenen Hirsch, dem das Geweih mit kundiger Hand herausgesägt war. Den Gestreckten nach dem Geweih und dementsprechend nach der Stärke anzusprechen an der Schalenstärke, hatte der Jagdgehilfe keine Zeit mehr; sein scharfes Auge konnte am Südabhang der „Noth", wenn auch nur noch in bedeutender Entfernung, einen Menschen dem Höhenrücken zu steigen sehen, der einen auffallend breiten Rucksack trug. Offenbar der gesuchte Wilderer mit dem Geweih im Schnerfer! Um vielleicht eine Viertelstunde zu spät! An ein Einholen ist nicht mehr zu denken, der Vorsprung ist zu weit. Aber, denkt der Jagdgehilfe: wenn er dem Wilderer nachschleicht, von der Höhe aus muß doch mit dem Perspektiv zu sehen sein, welcher Richtung der Wilderer zugeht. Bei den wenigen Gehöften in Ettal muß es ein leichtes sein, herauszubringen, wohin der Wilderer gehört. Gedacht, gethan! Der Jagdgehilfe klettert leise durch den Fichtenbestand der Höhe zu, aber mit dem erhofften Ausblick hapert es; man sieht wohl auf die gegenüberliegende Thalseite zu Füßen des Labergebirges und die trutzig ins Land blickende Nase des Ettaler Manndls; aber was schattseitig liegt, ist nicht zu überblicken. Der enttäuschte Jäger

klettert auf eine einsam stehende Wettertanne, aber auch diese Erhöhung gibt keinen Ausblick; die „Noth“ ist nordseitig zu lang gestreckt und dicht bestanden. Soll er nun passen oder wie's Höllenfeuer hinunterprasseln, um vielleicht doch noch etwas vom Wilderer zu eräugen? Der Jagdgehilfe ist ins Laufen gekommen, ehe der Entschluß eigentlich gefaßt war, und er saust thalwärts quer durch den Wald wie der Hirsch in hoher Flucht, nur weniger brechend, den Stachel des Bergstockes aufwärts haltend, ein Stürmen durch den Bergwald, wie das nur Berufsjäger zuwege bringen. Ein kurzes Halten und Verschnaufen am Waldsaum, wo die saftigen, etwas sumpfigen Wiesen sich im Hochthal hinziehen gegen Ettal. Die Augen treten aus den Höhlen, sorgfältig sucht er die ganze Gegend ab: wo mag der Wilderer hingekommen sein?

Alle Wetter! Dort aus dem Ziegelstadel tritt ein Mann, in der Größe dem entschwundenen Wilderer verdammt ähnlich; aber ohne Schnerfer, und er geht dem Hofe des Nothbauern zu. Also der Manndi selber! Wer hätte das geglaubt? Es ist kein Zweifel, der Manndi wollte das jenseits der „Noth“ geholte Hirschgeweih doch nicht in den väterlichen

Hof bringen; er legt es lieber im Ziegelſtadel ab und holt es bei Gelegenheit gefahrlos. Alſo darum iſt der Manndi ſo leutſcheu geworden! Na, du freu dich! Jetzt hat man doch eine Ahnung von der Perſon des Wilderers, und das Abfangen iſt nun bedeutend erleichtert. Möglichſt harmlos verläßt der Jagdgehilfe den Rothwald, ſchreitet am Rothbauernhof vorbei, wo ihm der Manndi in den Weg läuft, genau wie es ſich der Jäger ausgerechnet hat.

„Guat'n Morgen, Manndi!“ grüßt der Jagdgehilfe möglichſt treuherzig. Aber mürriſch und ſcheu klingt die Antwort des Unheil witternden Bauernburſchen: „Aa ſo viel, adjes!“

„Sakriſch kurz an'bunden, der Manndi!“ ſpottet der Jagdgehilfe und geht nun ſchleunigſt aufs Forſtamt nach Oberammergau, um dem Forſtmeiſter ſeine Wahrnehmungen zu rapportieren.

„Der Manndi ſoll der verwegene Wilderer ſein?“ Der Forſtmeiſter kann es kaum glauben; aber die umfaſſendſten Vorbereitungen müſſen doch getroffen werden, um der Wilderei ein für allemal ein Ende zu bereiten. Gnad' uns Gott, wenn die Hofjagdintendanz von der Geſchichte Wind bekommt!

Da nun nicht anzunehmen iſt, daß der verdächtige Manndl in den allernächſten Tagen dem Revier einen erneuten Beſuch abſtatten wird, — denn er dürfte durch das unvermutete Auftauchen des Jagdgehilfen einigermaßen gewitzigt ſein, — ſo hätte ein ſofortiges unausgeſetztes Überwachen der Reviere keinen Zweck. Aber vom nächſten Samstag an nachts zwölf Uhr muß jeder vom Perſonal im Revier ſein und ſo lange drin bleiben, bis der Lump abgefangen iſt. Hinreichend verpflegt auf eine Woche, bleiben zwei Mann auf der „Noth", einer ſüdlich, der andere im Nordhang; der dritte hält die Weſtſeite des „Laber", und der Forſtwart ſteigt unter die Felswände des „Manndls" ein. Müßt' der Satan ſein Spiel treiben, wenn der Kerl nicht einzufangen wäre!

* * *

Im Forſthauſe zu Unterammergau rüſtet der Forſtwart zum Aufbruch aufs Ettaler Manndl gemäß dem Befehl, auf luftiger Höhe Wache zu halten Tage lang und die Nächte hindurch. Seine Frau, eine hübſche Ammergauerin, die als Mädel gar manchen Werber ausgeſchlagen, bis der rechte kam, packt Speck und Brot nebſt einer Flaſche gebrannter

Herzstärkung in den Rucksack des geliebten Gatten; ihr pocht das Herz, denn in der Zeit ihrer Ehe hat sie die Bedeutung solcher Revierwachen kennen gelernt: es ist ein gefährlicher Gang auf Tod und Leben. Dem wackeren Weib bangt; wie leicht kann ein Unglück geschehen! Die Kugel ist oft gar schnell aus dem Lauf und durchschlägt die Brust des diensttreuen Forstbeamten. Dann steht sie und das Büblein allein auf der Welt.

„O Gott, wenn du nur wieder heil und gesund herunter kommst, Mann; die Wänd' am Mannbl sind so viel gach, gib acht auf dein Leben, laß den Wilderer lieber laufen!"

„Nur net schwätzen, Thresi (Theresia)! Als Försters frau sollst schon wissen, daß es für den Forstbeamten nur eines gibt: den Dienst! Das Leibgeheg' muß sauber bleiben, und der Wilddieb unser werden, kost' es, was es will! Wer ihn fängt, ist freilich schwer vorauszusagen; aber erwischt muß er werden. Schon zu lang treibt er sein niederträchtiges Handwerk. Ich wollt', er käm' mir angelaufen!"

„I bitt' di, Mann, um Gottes Jesu willen, sei net waghalsig, denk' an Weib und Kind!"

„Hiazt jammer net lang, Threſi! Pack meine Sach' ordentlich, es kann a Woch' dauern, da derf i net z'wenig Proviant haben!"

„Sag mir noch, Vater, auf wen habt Ihr denn Verdacht?"

„Verdächtig, hm! I weiß net, ob ich's dir ſagen ſoll —"

„Sag's nur; vor deinem Weib derf's koa' Geheimnis net geben, vielleicht iſt der Verdächtige net ſo arg g'fährlich, und dann wär' mein' Angſt doch net gar ſo groß."

„Man ſollt's kaum glauben; einer der beſſeren Bauernſöhn' iſt verdächtig, einer, der's g'wiß net nötig hätt', wildern z'gehn; der Bub' von einem Bauern, mit dem der König ſelber ſchon g'red't hat."

„Net möglich! Und der verlaabt's, daß ſein Bub' dem Kini 's Wild ſtiehlt?"

„Ob's der Vater weiß, kann i net ſagen; ſell wiſſen wir net auf'm Forſtamt. Aber daß der Manndi verdächtig iſt — —"

„Um Gotteswillen! Wer ſagſt du?"

„Der Manndi vom Rothbauern!"

„O heilige Muatter Anna! Um Himmels

willen, Mann, geh net fort! Du derfſt net, i bitt' di mit aufg'hobene Händ', geh net ins Revier — —"

„Ja, was haſt denn auf amal? Warum thuaſt denn gar ſo g'ſchreckt, es wird wohl der Manndi aa net g'fährlicher ſein als a anderer Wilddieb?"

„I laß di net fort, es bedeut' dein' Tod, Mann, koaner iſt ſo g'fährli wie der Manndi . . ."

„Moanſt? Was woaßt denn du, ob a Wilderer b'ſunders g'fährli is? Kennſt denn du den Manndi näher?"

„O Gott, der Manndi is . . ."

„Nur 'raus mit der Sprach'! Was is 's mit dem Manndi?"

„Er is unſer ärgſter Feind!"

„Der Manndi? Ja, warum denn?"

„Du wirſt wohl ſchon g'merkt hab'n, wie finſter und trutzig er auf uns allweil ſchaut . . ."

„Das iſt aber für uns doch koa' Grund zur Furcht? Haſt denn du mit eahm amal 'was g'habt?"

„I, i — o Gott —, i han 'n abg'wieſen; g'rad mi hat er hab'n wollen zum Weib, vor mir iſt er auf die Kniee g'rutſcht und hat ſi' 's Leben verſchworen. I hab's net übers Herz 'bracht, den trutzigen Menſchen z'nehmen."

„Und nachher?“

„Fort iſt er mit einem fürchterlichen Fluch; g'ſagt hat er: wer mi amal kriagt zum Weib, der ſoll ſei'Teſtament alle

Tag' machen!“

„Und davon haſt du mir nia eppas g'ſagt, Threſi?“

„I han dir 's Herz net ſchwar machen wollen und han die Angſt 'nunterdruckt; aber an ſein' finſteren Blick muaß i ſeither allweil denken, und hiazt druckt's mir 's Herz ab vor Schrecken! Geh net fort, Mann, der Manndi will dir ans Leben!“

„Na, na, es wird so g'fährlich net werden! Mein Leben steht in Gottes Hand; ohne seinen Willen fallt koa' Spatz vom Dach. Pfiat di Gott, Thresi, mit Gott's Willen kimm i wieder g'sund hoam!"

Ein Kuß, schluchzend macht das angsterfüllte Weib das Kreuzeszeichen auf die Stirn des geliebten Gatten. Die Büchsflinte umgehangen, den Rucksack am Rücken und den Bergstock in der Faust verläßt der Forstwart sein Heim. Da stürmt auch noch sein Bübchen nach: „Vaterl, a Busserl!" Gerührt hebt der Förster sein Kind empor und drückt einen Kuß auf die kleinen Lippen des strampelnden Knaben. „Bleib brav, mei' Büaberl!" Dann geht der Forstwart getrost in den Dienst, indes der Knirps sein weinendes Mütterchen wieder aufsucht.

* * *

Mit besonderer Vorsicht ist der Forstwart in den Bergwald gestiegen und zwar gegen die Kuppen des „Hörnle" zu, als hätte er im Sinn, einen Dienstgang in diesem Revier zu absolvieren. Dann aber allen Almen sorgsam aus dem Weg gehend, steigt er auf den „Aufacker" über; immer scharf ausblickend, Fährten studierend und das Revier musternd durchs „Himmelreich," bis er in den Waldbestand des

„Laber" kommt und nun ſeinem eigentlichen Ziele am „Manndl" näherrückt. Längſt iſt der Abend über die Fluren der Ammer gezogen; vom Thalgrund blinken einzelne Lichter aus den zerſtreuten Bauernhöfen in die einbrechende Dunkelheit; drüben aus dem Paſſionsdorfe, das weltverlaſſen neun Jahre verträumt, bis die „Paſſion" (die Ammergauer ſagen „der Paſſion") internationales Gewoge in dies Gelände bringt, und unten aus Ettal mit ſeinem ſtillen Waldesfrieden. Durch die Baumkronen ſchimmern die Millionen ſtrahlender Sterne vom Himmelszelt, das Silberband der Milchſtraße iſt über das nächtliche Firmament gezogen, ſtill iſt's auf einſamer Höhe. Unten am Waldſaum zieht Rehwild auf die Wieſen, vertraut äſend, als wüßte es ſich ſicher im Mangel jedweden Büchſenlichtes. Leiſe rauſcht der Bergwind in den Wipfeln und klagend ſeufzt er in den Schründen des „Manndls". Leichte Nebel ziehen von der Ammer auf; feucht wird der Waldboden allmählich, und für den Förſter wird es Zeit, Unterſchlupf zu ſuchen für die kaltwerdende Nacht. „Unhörbar ſelbſt für die Würmer" ſchleicht er weiter durchs kirchenſtille Revier, bis ein überhängender Felſen ihm paſſend dünkt, mit offenen Augen Nacht-

quartier zu nehmen, in den Wettermantel gehüllt, zuſammengekauert und die Büchsflinte über die Kniee gelegt.

Schaurig klingt der widerliche Ruf des Totenvogels (Zwergeule, strix passerina (mortifera),) durch die Nacht ... ſoll das eine Mahnung ſein? Den einſamen Förſter rüttelt es im Körper — dummes Zeug! — es iſt nur der Froſt, der langſam durch die Glieder ſteigt. Ein Schluck Branntwein wird helfen, die düſtere Stimmung zu beſſern. Ein Waldläufer gibt keinen Deut auf Aberglauben und Märchen, die mit der Zwergeule zuſammenhängen. Aber widerlich iſt das Geſchrei des verhaßten Nachtvogels doch!

Und was für böſe Gedanken der Ruf des Totenvogels erzeugt! Dem Förſter kommt die Rede ſeines Weibes in den Sinn; der trutzige Manndi alſo wollte ſein Weib freien, leidenſchaftlich warb er um ſie und ward abgewieſen! Daher das düſter lodernde Feuer in ſeinen unheimlichen Augen! Und war der Burſch' denn früher Wilderer? Man hat doch vorher nie etwas dergleichen gehört! Hat verſchmähte Liebe ihn in den Wald getrieben? Iſt aus der einen unſeligen Leidenſchaft die andere entſprungen, die ihn

ſtündlich in Lebensgefahr bringt? Der Menſch wagt, er ſpielt um ſein Leben; es iſt Vermeſſenheit, in ſorglich behüteten Leibgehegen wildern zu gehen! Sucht Mannbi den Tod, weil er das geliebte Weſen nicht zu erringen vermochte? Oder ſucht er den — glücklichen Nebenbuhler, der ihm nach ſeiner Meinung das Lieb' geraubt? Faſt ſieht es ſo aus! Aber warum iſt Mannbi dann nicht in den Revieren, in welchen der Forſtwart dienſtlich ſtetig beſchäftigt iſt, wildern und den „Feind" ſuchen gegangen? Warum nicht?

Wieder krächzt der verdammte Totenvogel ... Schier vier Jahre iſt der Förſter ſchon und unendlich glücklich mit der Threſi verheiratet; will ihm Mannbi aus Leben, ſo hätt' er doch ſchon früher einen Anſchlag bethätigen müſſen. Es wird doch nur Jagdleidenſchaft ſein, ſchnöder Eigennutz und Wilddiebſtahl! Aber warum trägt der Wilderer dann nicht das erbeutete Wildpret weg und ſucht es zu verwerten? Wagt er dies nicht ſeines Vaters wegen? Er könnte es aber doch anderswo hinſchaffen! Ja, warum alſo dieſe verwegenen Jagdgänge?

Mitternacht ſchlägt es vom Turm der Ettaler Kirche in weihevollen Tönen und doch ſchaurig durch

die Nacht; die Geiſterſtunde beginnt, die dem irdiſchen Menſchen feindliche Stunde, vor der die Eltern die Kinder warnen. Unſinn!

Fahlen Schein wirft des Mondes letztes Viertel auf die Waldberge, dunkel gähnt die Nacht aus dem Thalgrund. Brechend tritt ein Hirſch aus dem Holz und zieht hinab, Äſung ſuchend auf den Ettaler Feldern. Wie der Hochgeweihte ſichert und windet auf dem Wechſel und dann nach kurzem Verhoffen völlig von Holz zieht!

Wie hölliſch lang ſo eine Nacht dauert!

Den Förſter friert trotz der Umhüllung, er brennt das Pfeiflein an; aber wenn man den Rauch nicht ſieht, iſt das Rauchen kein Genuß. Alſo wieder eingeſteckt die treue Begleiterin.

Es graut der kommende Tag. Der Förſter hat tapfer gekämpft mit dem zudringlichen Schlaf und den Bruder des Todes überwunden; der Dienſt geſtattet kein Nachgeben, wenn auch die Lider zufallen möchten. Die erſten Sänger des Waldes regen ſich; bevor noch das Morgenrot am Firmament zaghaft ſeine Streifen zieht, iſt die Lerche ſchon himmelwärts geſtiegen und jubiliert zu Ehren des Schöpfers. Nun wird's Zeit, mit verſchärften

Sinnen zu ſchauen und zu hören. Die Kugelpatrone ſitzt im Büchſenlauf, der Vorſicht halber kommt auch noch eine Patrone Rehpoſten in den Schrotlauf. Man kann nicht wiſſen! Dann die Hähne auf! Der Hochgeweihte iſt den Wechſel wieder herauf zu Holz gezogen und zu „Bett“ gegangen. Nun er unten nicht hochgemacht worden iſt, dürfte auch kein Wilderer um die Wege ſein. Wäre es einem ſolchen darum geweſen, den Hirſch zu kriegen, hätte unten Dampf gemacht und der flüchtig bergan fallende Hirſch herauf verfolgt werden müſſen. Doch alles iſt ruhig geblieben. Es wird wohl auch das Paſſen vergeblich ſein. Eine Woche da ſchlaflos und ohne warme Nahrung in den Felſen zu ſitzen und zu warten, wird ein verzweifelt „angenehmes“ Ding ſein! — Einige Stunden der Erholung durch erquickenden Schlaf wird der Forſtmeiſter in absentia wohl genehmigen müſſen.

Wie die Amſel vergnüglich flötet dort auf dem Aſt der freiſtehenden Fichte! Aber was zum Teufel krächzt denn das Lumpenvolk der Rabenkrähen, und alarmiert ein Häher die Vogelwelt? Soll doch 'was los ſein im Revier? Der Förſter verläßt, ſchier ſteif geworden, ſein Verſteck und ſteigt lautlos etwas

abwärts an den Wachholderſträuchen vorbei und nimmt Deckung hinter einer mächtigen Schirmfichte, ſchußfertig, falls doch ein Wilderer heraufſpazieren ſollte. Es müßt' ein hölliſch frecher Kerl ſein oder eigentlich ſchrecklich dumm; denn Hirſche ſitzen um dieſe Morgenſtunde längſt im Lager und Mutterwild auch; es wäre alſo lediglich Zufall, wenn einer auf aufſtehendes Wild zu Schuß käme. Aber was kümmern ſich Wilderer um Wildgewohnheiten und Schonzeit! Soll es daher ein Pirſchgang auf ihn ſelbſt ſein? Wie kann aber einer wiſſen, wo der Förſter ſteht? Er könnte ebenſogut drüben auf der eben im herrlichſten Morgenrot ſtrahlenden „Roth" ſein oder auf der Höhe des „Aufacker"! Zufall alſo, nichts als Zufall, und wenn der Manndl kommen ſollte, iſt auch keine Abſicht zu vermuten. Es ſteinelt ſachte! Da muß jemand unachtſam ins Geröll getreten ſein; einen raſchen Blick nach aufwärts — in den Felſen alles ruhig, nichts zu ſehen; aber vom „Laber" her ſteinelt es gegen die Kluft zu wieder. Der Förſter drückt ſich noch näher an den ſchützenden Stamm der Schirmfichte und hält den Lauf der Büchsflinte fertig zum Schuß. Kein Zweifel, Schritte werden laut trotz allen Dämpfens, zögernd

kommt jemand näher im Pirſchſchritt: da taucht auch der Kopf aus dem Geäſt des Erlenſtrauches auf, es funkeln die Augen des ſcharf ausblickenden Menſchen. Alle Teufel! Es iſt der Manndi! Den Stutzen ſchußfertig ſchleicht der Burſche heran — was er nur will? So hoch heroben geht er kein Reh mehr auf; will er auf Hochwild pirſchen jetzt am helllichten Morgen?

Wie die Pulſe fiebern und die Schläfen pochen!

Endlich, endlich iſt der Kerl zu fangen mit der Waffe in der Fauſt!

„Halt! G'wehr weg!"

Pfeilſchnell backt Manndi an und zielt in der Rufrichtung, gierig den Feind ſuchend, den die Schirmfichte glücklich deckt.

„G'wehr ab!"

Pfeifend ſchlägt Manndis Kugel in den Stamm, er muß Luchsaugen haben; im ſelben Moment gibt auch der Förſter Feuer — gefehlt! — in furchtbarer Not den Feind gefehlt; die Kugel iſt ſeitlich gefahren, das hat der Förſter im Feuer ſchon geſehen! Soll er den Schrotlauf abdrücken? Der Wilderer iſt augenblicklich nach abgegebenem Schuß flüchtig geworden. Ihm nach! Menſchenhatz ums

Leben! Manndi iſt felſan geſprungen, wohl aus Schrecken, überraſcht worden zu ſein; er ſtürmt der Kluft zu, aufwärts verhindern die jähen Felſen jede weitere Flucht, rückwärts iſt der Förſter ihm auf den Ferſen — halt! Wieder kracht ein Schuß! — — — — Ein furchtbarer Schrei! — — —

Und ruhig wird's wieder in den Wänden des Ettaler Manndls.

* * *

Von der Schattſeite der „Noth" iſt gegen Mittag ein Jagdgehilfe eilig herunter und ſchleunigſt ins Forſtamt nach Oberammergau zum Rapport gelaufen. Wie es den Forſtmeiſter aufreißt! Drei Schüſſe am Ettaler Manndl? Da iſt etwas geſchehen! Sofort eilt der Vorgeſetzte mit dem Jagdgehilfen den „Laber" aufwärts dem „Manndl" zu; ſorgſam wird geſucht, ſtundenlang vergeblich, bis ſie an die Kluft kommen. An ihrem Rand kriecht der Forſtmeiſter weiter, indes der Gehilfe es verſucht, von unten in dieſelbe einzudringen. „Hupp, hupp!" tönt es herauf aus der gähnenden Tiefe.

Gefunden! Schleunigſt macht der Beamte kehrt, eilt thalwärts und biegt gleichfalls von unten in die Schlucht. Da liegt der arme Forſtwart zer-

ſchellt, mit eingeſchlagenem Schädel, das Gehirn verſpritzt, in ſeinem Blute, tot mit verglaſten Augen. — — — Armer, armer Förſter! Gott ſei deiner armen Seele gnädig! Erſchüttert ſteht der Forſtmeiſter an der Leiche, und der Jagdgehilfe betet ein Vaterunſer für den Toten.

Ein Menſchenleben iſt geopfert und der Wilddieb dennoch nicht gefangen! Es iſt zum Verzweifeln!

Dem wetterharten Forſtmanne träufeln die Zähren über die Wangen. Wer hätte gedacht, daß ſo raſch ein furchtbares Ende für den braven, pflichttreuen Kollegen kommen werde! Und ſein armes Weib mit dem vaterloſen Kind!

Der Forſtmeiſter ermannt ſich aus dem Seelenſchmerz; er ſchickt den Gehilfen um Leute hinunter nach Ettal, die Leiche zu bergen und nach Ammergau zu ſchaffen. Bis die Träger kommen, hält der Beamte treue Totenwacht. —

* * *

Eine qualvolle Nacht hat des Förſters Weib durchwacht in banger Sorge; ſie konnte des ſchrecklichen Gedankens ſich nicht erwehren, daß der Reviergang unglücklich enden werde; der Totenvogel hat es verkündet, und eine bange Ahnung durchzitterte

das Herz des treuen Weibes. Der düstere Blick aus Manndis Augen kam ihr immer wieder in den Sinn und verjagte jeglichen Schlaf. Gegen Morgen war sie eingeschlummert, aber qualvolle Träume peinigten die Frau; plötzlich erwachte sie mit einem Schrei: es war ihr, als hätte sie einen Schuß gehört. — — — Betend kniet das Weib vor dem Bild des Gekreuzigten, in Thränen aufgelöst: „Herr, erbarm di meiner und meines Kindes!"

Schritte werden im Flur laut, es klopft leise an die Thüre. — „O Gott, verlaß mi net!" Der Forstmeister steht vor ihr, und seine Miene läßt das Schrecklichste erraten.

„Is er tot? Sagen S' mir alles!"

Erschüttert vermag der alte Beamte nur zu nicken, die Trostesworte im unsäglichen Leid bringt er nicht über die Lippen.

„O du allmächtiger Gott!" schreit das Weib im herbsten Schmerz und wirft sich vor dem Gekreuzigten auf die Kniee. „Hab' i das, das Schrecklichste verdient? Mußt du mi, Erlöser, der du für uns g'storben bist, so fürchterlich strafen für mein' treue Lieb'?"

Der Forstmeister richtete die Verzweifelte auf:

„Faſſen Sie ſich, Frau! Wie das Unglück geſchehen, wir wiſſen es noch nicht; es iſt des Schickſals, des Himmels Fügung. Wollte Gott, ich alter Mann wär' an ſeiner Stelle, und er am Leben!"

„Wie is's g'ſchehen? Wer hat ihn erſchoſſen? War's der Manndi?"

„Das wird die Unterſuchung wohl ergeben; ſo viel ich geſehen habe, hat der tote Forſtwart keinen Schuß, er wurde tot, abgeſtürzt, in der Kluft gefunden."

„Kein' Schuß und abg'ſtürzt in der Schlucht? Das is unmöglich!"

„Faſſen Sie ſich! Die Leiche wird bald kommen. Stärke Sie Gott der Allmächtige!"

Still und betrübt verließ der Forſtmeiſter die Stätte unſäglichen Jammers.

Wohl die ganze Bevölkerung des Ammerthales nahm an der Beerdigung des Forſtwarts teil; nur die Leute vom Nothhof fehlten. Das blieb nicht unbemerkt; doch hieß es, der alte Nothbauer läge ſchwer krank, und ſein Sohn, der Manndi, wär' ins Tirol hinüber in Geſchäften. Sonſtige Verwandte ſind nicht mehr am Leben im Gehöft, und es wird wohl der Manndi eheſtens den Hof übernehmen müſſen.

Zur Unterſuchung des Falles iſt wohl eine Gerichtskommiſſion herein gekommen, und es wurde Lokalaugenſchein vorgenommen, wie auch der Bezirksarzt von Garmiſch die Leiche des Forſtwarts gründlich unterſuchte; aber von gewaltſamer Tötung konnte keine Rede ſein; es wäre denn, der Forſtbeamte wäre in die Schlucht hinabgeſtoßen worden. Eine Schußwunde konnte nicht konſtatiert werden; der jähe Tod des Förſters blieb ein Rätſel.

* * *

Herbſt iſt's geworden im Ammerthal; rauher bläſt der Wind über die Stoppeln, gelb färben ſich die Bäume am Kofel von Ammergau, in tiefen Tinten leuchten die Waldungen der Ammerberge. In Unterammergau ſteht der Matthäusmarkt (21. September) vor der Thüre, und mit dieſem Termin kommt der Tag, an dem die Forſtwartswitwe ſamt ihrem Waiſenknaben die Amtswohnung verlaſſen muß. Der Nachfolger iſt ernannt und wird ſchon in nächſter Zeit eintreffen; es heißt ſcheiden von der Stätte des Glückes froher Jahre und des ſchwerſten Menſchenleides. Frau Threſi hat die Habſeligkeiten allsgemach verpackt, ſie iſt ſo ziemlich reiſefertig; nur über das Ziel, wohin ſie

ziehen soll mit der kärglichen Pension als Forstwartswitwe, ist sie sich noch völlig im unklaren.

Es klopft. Wird wohl jemand aus dem Dorf sein, der Abschied nehmen will von Frau Thresi. Die Thür geht auf. „Jes', Maria und Joseph!" schreit Frau Thresi in namenloser Überraschung, vor Schreck an allen Gliedern zitternd.

„Grüaß Gott!" Der Manndi ist's, der der Witwe einen Besuch abstattet.

„Was willst denn du bei mir?"

„Sehen will i di, Thresi, eh'vor du aus Ammergau ziehst; sprechen muß i mit dir, i bring's net übers Herz, di fortz'lassen ohne ein letztes Wort!" Weich klingt seine Rede, doch düster lodern die Augen, ihre Glut kann er nicht dämpfen.

„Du, du bei der Witwe des Försters? Du, der sein Leben auf dem G'wissen hat! — —"

„I? Nein! I hab' keine Schuld an seinem Tod!"

„Lüg net, beim allmächtigen Gott, lüg net!"

„I sag' die Wahrheit!"

„Warst du net am „Manndl" in der Schreckensnacht? Schwör, wenn d' 's kannst; schwör zu Gott, aber schwör kein' falschen Eid! Warst du oben?"

„Ja!“

„Mörder!“

„Hör auf mi, Threſi! I war oben, aber ſein Mörder bin i net, ſo wahr Gott im Himmel is!“ beteuert Manndi.

„Lug und Trug is's; du warſt oben, du haſt ihn hinabg'ſtoßen in die Schlucht; mir ſagt's mein Herz: du biſt ſein Mörder! Wegſchaffen wollteſt du ihn, b'ſteh's!“

„Nein! Ewig verdammt ſoll i ſein; elend zu Grund' ſoll i gehen! Gott ſoll mi am lebendigen Leib ſtrafen, wenn i ihn hinabg'ſtoßen hab'! I bin an dem Unglück in der Schlucht ſchuldlos!“

„Wie ſoll i das glauben! Du warſt der Wilderer im Leibgeheg, nach dir iſt g'fahndet worden; deinetwegen hat 's Perſonal Tag und Nacht im Revier paſſen müſſen; deinetwegen hat mein Mann hinauf müſſen aufs „Manndl“; du warſt auch oben, und tot haben ſ' mir mein' Mann 'runter'bracht! Und du willſt kein' Anteil an ſeinem gräßlichen Tod hab'n? Was willſt denn dann bei mir?“

„Dir ſagen, daß i den Forſtner net 'nunterg'ſtoßen hab'; bitten will i di um a beſſere Meinung. Adje ſagen möcht' i und fragen, ob i nix

für di und dei' Kind thuan derf. Du woaßt es, wie's mir ums Herz is wegen dir; i kann's net sehn, daß 's dir schlecht gehat, und du Not leiden müßtest: du das oanzige Weib auf der Welt, das i liab, und für dös i sterben kunnt!"

„Denk an den toten Förster, der noch koa' Woch'n in der Erden liegt! Wia magst du da red'n von Liab zu seiner armen Wittib! Du, der du in der Schreckensnacht mit eahm oben warst!"

„I will aa weiter net reden von meiner unglücklichen Liab; du hast mi schon ehnder ausg'schlag'n und als junge Wittib wirst es no mehr thuan, sell find' i' begreiflich. Aber an dein Kind sollst denken! Verlauben sollst mir, daß i einsteh' fürs unschuldige Kind . . ."

„Nein! Eh'vor i net woaß, wie's zu'gangen is oben am „Manndl", reden wir zwoa überhapts net weiter."

„I will dir alles sagen; 'leicht vergibst's mir do!"

„Red!"

Und nun erzählt Manndi, oft ergriffen, stockend, stotternd und tief bewegt, wie er, ohne eigentlich an jenem Morgen wildern zu wollen, das Ettaler Manndl angestiegen sei. Warum er just auf diesen

Berg ſtieg, weiß er ſelber nicht; vielleicht war's Beſtimmung? Immer näher iſt er den Felſen gekommen, da plötzlich habe ihn der Forſtwart ſchußfertig angerufen, und Manndi hat auch geglaubt, es würde augenblicklich krachen. Da habe er eben auch ſofort gefeuert, es war mehr ein Schreckſchuß; aber der Förſter hat verteufelt gut hingehalten, es iſt ein Wunder, daß nicht der Manndi oben geblieben iſt als ein toter Mann. Auf dieſen Schuß wäre der Manndi flüchtig gegangen, unglückſeligerweiſe ſtatt auf den „Laber" zurück der Schlucht zu und zu ſpät habe er eingeſehen, daß er verloren ſei. Aufwärts die Felſen, vor ſich die gähnende Kluft, rückwärts der Förſter, der noch einmal feuerte, ſo daß die Schrote nur ſo praſſelten und an die Felſen ſpritzten! „Die Verzweiflung hat mi 'packt, wehren hab' i mi nimmer können; zum laden war koa' Zeit mehr, und immer näher is mir der Forſtner 'kommen — und da bin i mit einem verweg'nen Sprung über die Kluft g'ſprungen; knapp hab' i den drenteren Rand derwiſcht, und wenn i mi net glei g'halten hätt' mit die Händ' am Felſenplatt, wär' i do no 'nunter in die Schlucht g'rumpelt. Kaum war i aber in Sicherheit, da is auch ſchon

der Forſtner daherg'ſauſt: er macht den furchtbaren Sprung nach, er wollt' mi fangen, lebendig oder tot, ein Schrei — der Forſtner is z'kurz g'ſprungen und in die Schlucht 'nunter g'ſtürzt! ..."

Still ward's in der Stube, Manndi ſchweigt in tiefer Bewegung, und Threſi ſchluchzt herzzerbrechend.

Zu kurz geſprungen! Alſo darum fand man auch keine Schußwunde am Körper! Nun muß Threſi wohl glauben, daß Manndi die Wahrheit geſagt. Der Schmerz um den verlorenen Gatten bleibt freilich deshalb doch zurück in der Bruſt. Aber von Manndi will ſie keine Gutthat, auch für das Kind nicht; ſo lange ſie geſund iſt und ihre Hände gebrauchen kann, wird ſie ſich und das Kind ſchon durchbringen durchs Jammerleben. — Traurig verläßt Manndi das Forſthaus.

* * *

Jahre ſind verfloſſen; zweimal wiederholte ſich das Paſſionsſpiel in Oberammergau mit ſeinem Trubel, und ſank das Dorf wieder zurück in Vergeſſenheit. Der Nothbauer hat längſt das Zeitliche geſegnet; Manndi hat den Hof übernommen und iſt ledig geblieben. Sein Stutzerl hängt ſeit vielen Jahren verroſtet am Nagel, und Ruhe iſt in den

Revieren eingetreten zu nicht geringer Freude der Jägerei.

Wohin Frau Thresl mit ihrem Bübchen gezogen ist, blieb unbekannt; sie ist verschollen.

Eines Tages kam ein neuer Forstgehilfe ins Forstamt zu Oberammergau, um sich zum Dienstantritt zu melden: ein junger, kernfrischer Mensch mit hellen Augen und gesundem Sinn, an dem der alte Forstmeister eine Freude hat. Seltsam! An wen ihn der junge Mensch erinnert? Das Gesicht muß der Alte vor Jahren schon einmal gesehen haben!

Wo der Forstgehilfe wohl geboren sei?

„In Unterammergau," lautet die Antwort.

„Und was war der Vater?"

„Forstwart!"

Jetzt weiß der alte Forstmeister, woher die Ähnlichkeit stammt: vor ihm steht der Sohn des Verunglückten.

Und wie der Vater war, so zeigt sich der Sohn im Dienst: treu und verlässig, eifrig und willig, ein echter Jünger der grünen Gilde, der bald revierkundiger war als der alte Forstmeister. Bei solchem Diensteifer darf die Belohnung nicht fehlen, und weil es für Forstleute von altem Schrot und Korn

keine beſſere Aufmunterung gibt, als ihnen ab und zu auch einen waidgerechten Schuß zu geſtatten, ſo verzichtet der alte wackere Forſtmeiſter auf ſeinen Deputathirſch und tritt ihn an ſeinen muſterhaften Gehilfen ab. Der Junge darf einen Zehnender auf dem Brunftplan holen! Welch' ein Jubel in froher Jägersbruſt!

Nun jeden Tag hinaus, den launenhaften Feiſthirſch zu beobachten! Der Forſtgehilfe findet friſche Loſung; die Wechſel am „Manndl" ſind begangen, einzelne Lärchen angeſchlagen; aber der verſtattete Zehnender will ſich nicht blicken laſſen. Wohl zieht Kahlwild zur Äſung, und Beihirſche trollen hinterdrein: geringes Zeug, wahre Schneiderlein; aber der kapitale Hochgeweihte fehlt. Und doch muß er da ſein; findet ſich doch im friſchen Lager der Bergwieſe friſche Hirſchloſung, und auch die Suhle iſt ſchier jeden Tag friſch ausgezogen. „Laß dich die Mühe nicht verdrießen, Jägersmann!" Kühler werden die Nächte; lebendiger wird der Geweihte, der, das Haupt tief geſenkt, die Fährte des brunftig werdenden Tieres hält, die Scheu immer mehr ablegt und am hellen Tage auf den Wechſeln ſchleicht. Der erſte Reif glitzert auf den Halmen der Bergwieſe, da meldet der

Hirſch; lebendig wird's am Brunftplan, und ſtärker ertönt das Konzert der röhrenden Hirſche im Bergwald.

Nun gilt's! Vergeſſen wird das warme Bett; dem ſtarken Hirſch gilt jeder Gedanke, jeder Fußtritt, bald wird der grüne Fichtenbruch den Jägerhut zieren!

Der Forſtgehilfe opfert wieder eine Nacht; er liegt gut verblendet und harrt des werdenden Büchſenlichtes. Gut im Wind hört er „ſeinen" Hirſch orgeln, mühſam kämpft er das Hirſchfieber nieder; dort ſteht der Recke, den dampfenden Äſer gehoben, kraftvoll klingt der trotzige, werbende, fordernde Ruf in den grauenden Morgen. Noch ein klein wenig mehr Kugellicht für die „Fliege" am Lauf; jetzt läßt ſich Kimme und Korn zuſammenſchauen, breit ſteht der Gewaltige, nun „gut Blatt" hingehalten und nicht gezittert. „Ä—o—a!" ruft der kapitale Hirſch; es ſollte ſein letzter Ruf ſein!

Eben will der Forſtgehilfe „krumm machen", da kracht ein anderer Schuß: hoch wirft es den Hirſch, und in raſender Flucht fällt er dann über den Plan, brechend durchs Unterholz. Was war das?

Wer hat den Hirſch angebleit ſo knapp vor dem berechtigten Schuß?

Wie der Blitz iſt der Gehilfe hoch, und ſeine Augen durchbohren das Gelände. Ha! Dort ein Wilderer — „halt!“ Der Kerl wirft den Stutzen weg und gibt, in gewaltigen Sätzen bergan ſpringend, Ferſengeld. „Halt!“

Schußfertig ſpringt der Gehilfe nach: in die Wände geht die Flucht, ein kurzes Aufatmen des Wilderers, dem die Lunge den Dienſt verſagen will; ein Ducken, ein erneuerter Anlauf, und durch die Luft ſpringt ein waghalſiger Menſch. Ehe noch der Jäger hinzueilen kann an den Rand der Kluft, iſt's ſchon geſchehen; der Wilderer iſt zu kurz geſprungen und in die Tiefe gefallen.

Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig!

Am ſpäten Abend trugen Holzknechte die Leiche des Nothbauern Manndi herab zum Kirchhof in Ettal.

Noch einmal hatte er, zum letztenmal, jagen gehen wollen auf einen Brunfthirſch. — — Und der Sprung, der vor mehr als zwanzig Jahren gelang, er brachte ihm in der Wiederholung den Tod, den des Gehilfen Vater an gleicher Stelle erlitt. Des Himmels Vergeltung!

Im Nachlaß des verunglückten Nothbauern aber fand ſich eine Aufzeichnung, daß Frau Threſi Erbin des ledig gebliebenen Manndi ſein ſoll.

Werke von Ludwig Ganghofer:

Es war einmal ... Moderne Märchen. Illustriert. 2. Auflage.
Elegant geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4. 20

Der Jäger von Fall. Hochlandsgeschichte. Illustr. 2. Auflage.
Elegant geheftet M. 3. 50, elegant gebunden M. 4. 50

Die Sünden der Väter. Roman. 2 Bände.
Geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—

Aus Heimat und Fremde. Novellen.
Geheftet M. 4. 80, gebunden M. 5. 80

Edelweißkönig. Hochlandsgeschichte. Illustriert. 2. Auflage.
Elegant geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Der Besondere. Hochlandsgeschichte. Illustriert.
Elegant geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.20

Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage. Illustriert.
Elegant geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.20

Der Klosterjäger. Hochlandsroman. 3. Aufl. Illustriert
Elegant geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Eine Hochlandsgeschichte. Mit Illustrationen von Hugo Engl. 2. Auflage.
Hochelegant geheftet M. 3.—, hocheleg. gebunden M. 4.20

Bergluft. Hochlandsgeschichten. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Almer und Jägerleut'. Hochlandsgeschichten.
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Oberland. Erzählungen aus den Bergen.
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Bunte Zeit. Gedichte. 2. Auflage. Gebunden M. 4. 80

Heimkehr. Gedichte. Gebunden M. 4. 80

Dramatische Schriften. Erste Sammlung: Oberbayerische Volksschauspiele. Oktav. Geheftet M. 5.—, eleg. gebunden M. 6.—

Der Geigenmacher von Mittenwald. Volksschauspiel.
Geheftet M. 1.—

Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Volksschauspiel.
8. Auflage. Geheftet M. 1.—

Der Prozeßhansl. Volksschauspiel. 4. Auflage. Geheftet M. 1.—

Der zweite Schatz. Volksschauspiel. 2. Auflage. Geheftet M. 1.—

Die Falle. Lustspiel. Geheftet M. 2.—

Die Hochzeit von Valeni. Schauspiel. 2. Auflage. Geheftet M. 1. 80

89006157309

b89006157309a

Digitized by Google

89036157309

b89036157309a